
HAUPTTEIL DES 2. ÖSTERREICHISCHEN MÄNNERBERICHTS



bmask

BUNDEMINISTERIUM FÜR
ARBEIT, SOZIALES UND
KONSUMENTENSCHUTZ

IFES

INSTITUT FÜR EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG GMBH

1.1 BUBEN UND BURSCHEN IN DER FAMILIE

INHALTSVERZEICHNIS

1.1	Buben und Burschen in der Familie	43
1.1.1	Sag mir, wo die Männer sind	44
1.1.2	Scheidungskinder und ihre Väter	48
1.1.3	Wie Männer mit Kindern umgehen und Buben sich verhalten	49
1.1.4	Warum man Söhne zu Vätern erziehen sollte	52
	Literatur	55

Die erste Prägung von Buben und Mädchen, die in der Familie stattfindet, legt einen Grundstein für den weiteren Lebensweg: Väter und Mütter leben ihren Kindern von deren Geburt an Geschlechterrollen vor – ob sie wollen oder nicht –, sie reproduzieren und schaffen durch ihr Verhalten, ihre Handlungen und ihre Entscheidungsmuster mehr oder minder bewusst Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, auf denen ihre Kinder aufbauen.¹ Wenn nun die Väter (oder die Mütter) im familiären Alltag zu wenig präsent sind, dann können sie den Kindern nur eingeschränkt vermitteln, wie sich „ein Mann“ (bzw. „eine Frau“) verhält. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Präsenz von Vätern und anderen Männern im Leben von Buben und Burschen, mit der Beziehung von geschiedenen – und daher im Familienleben seltener anwesenden – Vätern zu ihren Söhnen (und Töchtern), mit männlichen Verhaltensmustern beim Spielen und mit den Vorteilen, die sich für die Buben und Burschen in Zukunft ergeben, wenn sie schon als Kinder und Jugendliche zur Übernahme von Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung erzogen werden.

1.1.1 SAG MIR, WO DIE MÄNNER SIND

Die sogenannte „**Väterarmut**“ sei für Buben und Burschen ein hoch aktuelles Problem. Mit ihr könne man das auffällige, unangepasste Verhalten und die Leistungsschwächen erklären, die bei Jungen vermehrt beobachtet würden, dies wird in medialen und wissenschaftlichen Diskussionen regelmäßig vorgebracht (z.B. Boldt, 2007, S. 31). Dass die Väter so wenig präsent seien, liege vor allem an den **hohen Scheidungsraten** (siehe Kap. 2.4), die viele Mütter zu Alleinerzieherinnen machten, sowie an der beruflichen Arbeitsbelastung der Männer. Die Scheidungen als Erklärungsansatz heranzuziehen, erscheint auf den ersten Blick plausibel, denn tatsächlich haben sich in der westlichen Welt noch niemals zuvor in der dokumentierten Geschichte so viele Paare getrennt. Einblick in das Ausmaß allerdings, in dem österreichische Buben und Mädchen nach einer Scheidung tatsächlich weiter Kontakt zum Vater haben, bietet eine Sonderauswertung von Mikrozensusdaten, die freilich bereits 2001 erhoben wurden, also nicht präzise die aktuelle Situation abbilden.² 56,2 Prozent der geschiedenen Väter treffen demnach die Kinder persönlich mindestens einmal wöchentlich. Ein knappes Viertel sieht die Kinder mindestens einmal im Monat. Übrig bleiben rund 20 Prozent, die seltener oder keinen Kontakt haben (ÖIF, 2007, S. 138). Diese Zahlen relativieren die Bedeutung der Scheidungen für die gesamtgesellschaftlich wahrgenommene „Väterarmut“ (ganz abgesehen davon, dass im Zeitalter der Patchwork-Familien womöglich längst ein „Ersatzvater“ im Haushalt lebt).

¹ Der 1. Männerbericht bietet eine übersichtliche Zusammenschau verschiedener Sozialisierungstheorien (Ballnik & Wassertheurer, 2005, S. 13–52).

² Die Analyse selbst geht auf das Jahr 2007 zurück.

Dass mit **Arbeitsdruck und Zeitmangel** argumentiert wird, lässt ebenso Skepsis aufkommen wie die Tatsache, dass die körperliche Abwesenheit der Väter in der Familie als relativ neues Phänomen verstanden wird. Einerseits gilt nämlich die gesetzliche Wochenarbeitszeit von 40 Stunden in Österreich erst seit 1975³, davor arbeitete man deutlich mehr Stunden pro Woche. Andererseits ist die Betreuung und Erziehung der Kinder schon seit Jahrhunderten die Domäne der Frauen, auch wenn sich die Väter traditionell um die Ausbildung und Berufswahl der Söhne kümmerten. Über die „neue Väterlichkeit“ und Karenzregelungen für Männer hätte man noch vor 50 Jahren heftig gestaunt. Martina Leibovici-Mühlberger, Ärztin, Psychotherapeutin und Erziehungsberaterin, präzisiert: Eigentlich bestehe das Problem nicht in der Abwesenheit der leiblichen Väter, sondern der männlichen Bezugspersonen. Früher habe es viel größere Familienverbände gegeben, zu denen stets zahlreiche Männer gehört hätten. Es habe also männlichen Ersatz für den leiblichen Vater (im Sinne von Bezugspersonen) gegeben, wenn der Vater selbst nicht da gewesen sei.

Tatsächlich ist das Leben in der Kernfamilie, in den trauten vier Wänden, hinter abgeschlossenen Türen ein relativ neues Phänomen, das mit Wohlstand und dem Leben in der modernen Großstadt einhergeht. Ein **cursorischer Streifzug durch die Geschichte** zeigt: Man lebte in der Vergangenheit auf weniger Platz und mit mehr Menschen zusammen – weil sich mehrere Familien aus Armut ein Haus teilen mussten, weil mehrere Generationen auf einem Bauernhof zusammen lebten oder weil das Palais voller Familienmitglieder und Bediensteter war; und nicht zuletzt, weil im Rahmen einer traditionellen Dorfgemeinschaft ständiger, engster Kontakt mit Personen beiderlei Geschlechts gepflegt wurde, die in der modernen Gesellschaft als Fremde angesehen werden – in der Regel sogar enger als mit den eigenen Familienmitgliedern. Männliche Vorbilder unterschiedlichster Art waren im Alltag also stets anwesend. Der Vater als Familienoberhaupt war überdies allein durch seine Funktion gleichsam virtuell stets im Haus, seine Rolle war klar umrissen. Er dominierte das Zuhause, auch wenn er abwesend war. Saß er zu den Mahlzeiten nicht bei Tisch, blieb sein Platz zum Beispiel stets leer. In wohlhabenden Familien „gehörte“ sein Arbeitszimmer ihm und war für die Kinder stets tabu.⁴ Wie sich „ein Mann“ und „eine Frau“ zu verhalten hatten, stand in Abhängigkeit von der jeweiligen Zeit und vom sozialen Stand weitgehend fest. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich die Frauen allmählich gegen die ihnen zugewiesene Geschlechterrolle zu wehren. In Folge der 1968er Bewegung erodierte die patriarchalisch geprägte männliche Autorität endgültig. Seit den 1970er Jahren verloren die geschlechtsspezifischen Rollenbilder spürbar mehr und mehr an

³ Arbeitszeitgesetz – AZG, BGBl. Nr. 2/1975.

⁴ siehe dazu das Standardwerk von Ariès, P. & Duby, G. (Hg.) (1999). Geschichte des privaten Lebens. Augsburg: Weltbild Verlag – zum Beispiel für das Leben in der Familie im 15. Jahrhundert: de la Roncière, C. Gesellschaftliche Eliten an der Schwelle zur Renaissance. Das Beispiel Toskana. In: ebenda, Bd. 2, S. 161-297; über die Rolle des Vaters im 18. und das väterliche Haus im 19. Jahrhundert: Collomp, A. Wohnverhältnisse und Zusammenleben. In: ebenda, Bd. 3, S. 517 und Perrot, M. Rollen und Charaktere. In: ebenda, Bd. 4, S. 132-135.

Eindeutigkeit, und die Väter in der Rolle des Familienoberhaupts „verschwanden“. Eine Studie aus der zweiten Hälfte der 1990er Jahre, in der Männer im Alter von 24 bis 48 Jahren rückblickend befragt wurden, liest sich wie „eine vernichtende Aburteilung der Väter: Sie überforderten die Söhne, brachten wenig Zuneigung auf, geizten mit Lob, Aufmunterung und Anerkennung, hatten zu wenig Zeit, trösteten nie, schlugen oft zu, waren engstirnig zielorientiert und letztlich mehr oder weniger uninteressiert an den Gefühlen des Sohnes“ (Schnack & Neutzling, 1997, S. 135f. zit. n. Boldt, 2007, S. 31). Auch jene Väter, die körperlich anwesend waren, erfüllten ganz offensichtlich nicht (mehr) die Erwartungen und Wünsche ihrer Söhne, und zwar obwohl die Männer mehr praktische Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung übernahmen als jemals zuvor. Die Familien wurden kleiner und das Leben noch „privater“. Die männlichen Lehrer verschwanden nahezu vollständig aus den Volksschulen (siehe Kap. 2.3). Die schon erwähnten hohen Scheidungsraten taten ein Übriges. Martina Leibovici-Mühlberger spitzt die Extremsituation mancher Buben und Burschen zu: „Es ist kein Onkel oder Opa da. Im Kindergarten gibt es eine Pädagogin, in der Volksschule eine Lehrerin. Im Alltag treffen die Buben im Gymnasium dann vielleicht einen Mathematik- oder einen Werklehrer. Das ist dünn. Der Bub ist zehn Jahre alt und weiß bis dahin, dass Eminem ein Mann ist (...). Der verkörpert dann die männliche Identität.“ Holger Brandes, Psychologe und Männerforscher an der Hochschule Dresden, bestätigt und ergänzt: Wenn den Jungen das „Männliche“ fehle, dann versuchten sie, anderswo einen Ersatz zu organisieren, etwa in den Medien oder bei Gleichaltrigen. Dies bekomme häufig eine Eigendynamik. Je weniger Männer im Alltag vorhanden seien, desto mehr entwickelten die Jungen ihre Alternativstrategien und griffen auf andere Orientierungsmöglichkeiten zurück.

Wenn also die realen männlichen Vorbilder fehlen, besteht die Gefahr, dass Buben und Burschen ein Bild von Männlichkeit übernehmen, wie es ihnen in den **Medien** präsentiert wird: Boy Groups, Pop- und Rock-Stars, Sportler und die Helden aus Filmen und Videospiele werden zu Vorbildern, die einerseits niemals erreicht werden können – womit die Enttäuschung vorprogrammiert ist –, andererseits häufig sehr traditionelle Geschlechterbilder vermitteln. Außerdem wird den Buben in den bei ihnen beliebten Actionfilmen und in Videospiele vermittelt, dass Gewaltanwendung ein typisch männliches Mittel zur Lösung von Konflikten sei (siehe Kap. 2.5). Holger Brandes weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass Jungen im Allgemeinen deutlich öfter als Mädchen elektronische Medien nutzen, und zwar speziell passive Ausprägungen wie etwa das Fernsehen. Auch am Computer bevorzugten die Jungen Spiele, während die Mädchen viel früher anfangen, aktiv Texte zu produzieren. Brandes schlägt eine Brücke zur Bildungsdebatte und äußert die Vermutung, dass Häufigkeit und Art des Medienkonsums nicht nur das Männerbild der Buben und Burschen beeinflussten, sondern auch mitverantwortlich seien für deren niedrigere Lesekompetenz (siehe Kap. 1.2). Wünschenswert wäre es, schon in den Familien ansetzen zu können, um die Medienkonsumgewohnheiten der Jungen zu ändern – nur seien die Familien am schwersten zu erreichen. Deshalb müsste sowohl im Kindergarten als auch in der Schule mit pädagogischen Mitteln auf den Mediengebrauch der Jungen reagiert werden, was derzeit kaum geschehe.

In Ermangelung erwachsener *role models* suchen die Burschen auch in der **Peer-Group** Orientierung (siehe Kap. 1.2). In einer Studie aus dem Jahr 2006 gab ein Drittel der 14- bis 19-jährigen Burschen an, einer Clique mit festen Strukturen anzugehören, weitere 42 Prozent nannten mehr oder weniger lose Kontakte (Guggenbühl et al., 2006., S. 67). In den Peer-Groups wird häufig ebenfalls ein traditionelles Männlichkeitsbild gepflegt: Schlagfertigkeit, Körperkraft, Geschicklichkeit und Risikobereitschaft spielen dort eine Rolle – je nach Ausprägung eine positiv-fördernde oder, wenn Verhaltensauffälligkeit oder gar Gewalt in den Vordergrund rückt, ein negative. Martina Leibovici-Mühlberger spricht von einer „Zusammenrottung in der Peer-Group-Family“, wo nur marginal Ältere zu den Orientierungspersonen würden, was allzu oft dazu führe, dass „der Blinde vom Einäugigen“ geführt werde. Die Entwicklung einer stabilen Identität und eines Wertekonzepts sei schwierig, wenn ein Bub gerade zwölf Jahre alt sei und sich an einem 14-Jährigen orientiere.

Eine dritte Möglichkeit für die Buben und Burschen, sich ein Bild von Männlichkeit zu konstruieren, besteht darin, ein **Gegenbild zum angeblich typisch Weiblichen** zu zeichnen; männliche Identität entsteht hier durch Abgrenzung. Emotionalität und Kommunikation zum Beispiel werden als weiblich und damit gleichzeitig als „unmännlich“ gesehen. Auch hier wird also ein traditionelles Geschlechterbild gestärkt, das in dieser Ausprägung in der heutigen Zeit wenig Erfolg verspricht, da es zu einseitig und eindimensional ist (Boldt, 2007, S. 33f., 13f. u. 26ff).

Die Österreicher/innen sehen mehrheitlich (54%⁵) zwar kein höheres Risiko einer Verhaltensstörung bei Burschen, die in der Familie keine männliche Bezugsperson haben. Dass aber rund ein Drittel⁶ sehr wohl eine derartige Gefährdung wahrnimmt und 14 Prozent keine Antwort geben wollten oder konnten, lässt darauf schließen, dass in der Gesellschaft Bewusstsein für dieses Problemfeld vorhanden ist (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).

⁵ stimme gar nicht zu: 27%, stimme eher nicht zu: 27% (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).

⁶ stimme völlig zu: 7%, stimme eher schon zu: 25% (Bildungsmonitoring, 2006, IFES).

1.1.2 SCHEIDUNGSKINDER UND IHRE VÄTER

Eine Scheidung (siehe Kap. 2.4) bedeutet keineswegs automatisch, dass sich das Verhältnis der Väter zu ihren Kindern verschlechtert. So stellte etwa eine qualitative Studie aus dem Jahr 2005 fest, dass zwischen den befragten Kindern und Vätern die Qualität des Kontakts gleich gut war, unabhängig davon, ob diese in einem gemeinsamen Haushalt wohnten oder getrennt voneinander lebten.⁷ Ganz im Gegenteil erschien der Kontakt mit den getrennt lebenden Vätern intensiver zu sein, was die Forscher/innen darauf zurückführen, dass „Vater und Kind all das, was ihre Beziehung trägt, entwickelt, fördert und festigt, in einer kurzen Besuchszeit miteinander leben müssen“ (Ballnik et al., 2005, S. 180). Um auch nach einer Scheidung eine enge Bindung zu den – meist bei der Mutter lebenden – Kindern aufrecht zu erhalten, müssen die Väter schon vorher eine tragfähige Beziehung zu ihnen gehabt haben. Der Kernpunkt besteht aber darin, dass die Eltern den Konflikt, der zur Trennung geführt hat, bereinigen (Ballnik et al., 2005, S. 181f.). Martina Leibovici-Mühlberger betont, wie wichtig ein harmonisches Einverständnis der Ex-Eheleute darüber sei, dass die Ehe und das Paar als Liebespaar nicht mehr weiter existierten. Wenn diese Einsicht einmal gelungen sei, dann gestalte sich die Beziehung normalerweise so, dass den Bedürfnissen der Kinder Rechnung getragen werden kann. Dies sei insbesondere dann der Fall, wenn die Verantwortung für die Kinder gemeinsam wahrgenommen werde und die Kinder das auch spürten, etwa weil die Eltern nach wie vor gemeinsam zu den Sprechtagen in die Schule gingen. Dass die Väter in der Regel weniger Zeit als die Mütter mit den Söhnen (und Töchtern) verbrächten, sei in diesen Fällen kein Problem, denn auch in aufrechten Familien hätten die Eltern oft sehr unterschiedliche Zeitsegmente zur Verfügung, und trotzdem könnten beide Teile eine gleich enge Beziehung zu den Kindern haben.

Gelingt dem Paar die Beilegung seines Beziehungskonflikts nicht, wird dieser häufig auf dem Rücken der Kinder fortgeführt: Ärger und Zorn über den Ex-Partner oder die Ex-Partnerin werden auf die Kinder übertragen, der Unmut an ihnen ausgelassen und der jeweils andere Elternteil schlecht gemacht. Letzteres sei für die Entwicklung einer positiven eigenen Geschlechtsidentität besonders problematisch, erläutert Martina Leibovici-Mühlberger: „Wenn man das ganze Leben hört, der Vater ist das Letzte zwischen Scheibbs und Nebraska und auf Männer könne man überhaupt gut auch verzichten, ist das natürlich für kleine Buben schwierig.“ Wenn der elterliche Trennungskonflikt mit der Scheidung nicht gelöst werde, dann sei eine gemeinsame Obsorge (siehe Kap. 2.4) für die Kinder dieser Paare sogar schlechter, erklärt Leibovici-Mühlberger weiter, weil diese Form der Obsorge mehr Spielfeld dafür biete, den Konflikt über das Kind zu inszenieren, etwa indem die Mutter das Kind bei einer anderen Schule anmelde als der Vater, anstatt dass beide gemeinsam die beste Schule für das Kind suchten.

⁷ Insgesamt wurden 25 Familien in die Untersuchung einbezogen, fünf lebten in Scheidung oder Trennung (Ballnik et al., 2005, S. 42).

1.1.3 WIE MÄNNER MIT KINDERN UMGEHEN UND BUBEN SICH VERHALTEN

Eine deutsche Studie, bei der im Schuljahr 2005/06 1.635 Jungen im Alter zwischen 12 und 19 Jahren befragt wurden, brachte zu Tage, dass es gewisse Widersprüche zwischen einer idealisierten und gewünschten **Beziehung zum Vater** und der tatsächlichen gibt. Einerseits meinten über drei Viertel der Burschen, dass der Vater ihnen vertraue bzw. sie unterstütze, knapp zwei Drittel gaben an, dass der Vater mit ihnen zufrieden sei, und knapp die Hälfte, dass sie mit ihm über alles reden könnten. Tatsächlich besprachen die Jungen ihre Probleme aber nur zu drei Prozent mit dem Vater, weitaus öfter mit Freunden und Freundinnen (48%) und mit der Mutter (14%) oder sie behielten ihre Schwierigkeiten für sich (35%). Wenn sie weinten, so ignorierte das der Vater, antworteten 56 Prozent, oder er lenke sie ab (48%) oder er verurteile sie dafür (43%). Nur jeweils neun Prozent der Buben gaben an, vom Vater getröstet oder in den Arm genommen zu werden. Auch bei der Form der Begrüßung zeigte sich (körperliche) Distanz: Fast die Hälfte der Befragten begrüßten den Vater mit Worten (47%), 16 Prozent gaben ihm die Hand, 15 Prozent grüßten mit einer Umarmung, sechs Prozent mit einem flüchtigen Kuss und fünf Prozent mit Kuss und Umarmung.⁸ 72 Prozent der Buben gaben an, ein Vorbild zu haben, aber für lediglich 16 Prozent war dies der Vater (Koch-Priewe et al., 2009, S. 47f. u. 71ff). Eine österreichische Studie erhob, dass mehr als zwei Drittel der Buben den Vater eindeutig als Vorbild sehen. Da allerdings die Frage anders formuliert war, können die beiden Ergebnisse nicht verglichen werden (Guggenbühl et al, 2006, S. 133).

Das Verhältnis zwischen Söhnen und Vätern scheint also häufig von einer gewissen Distanz geprägt zu sein. Trotzdem üben – gleichsam auf anderen Ebenen – Väter (wie Mütter) im Rahmen der familiären Sozialisation nachhaltigen Einfluss auf ihre Söhne (und Töchter) aus und gehen außerdem mit ihren Kindern im Alltag auf unterschiedliche Art und Weise um. So bevorzugen Väter spielerische Aktivitäten, Mütter pflegerische. Väter kommunizieren und spielen zudem anders mit den Kindern als Mütter: fordernder und herausfordernder. Ihre Spiele sind wilder und eher körperbetont: Sie werfen die Kinder gerne in die Luft, rangeln mit ihnen und lassen spielerische Kämpfe zu. Sie verwenden öfter ungewöhnliche und den Kindern unbekannte Wörter. Sie drängen eher darauf, dass die Kinder selbst die Lösung eines Problems finden und geben damit Anreize zur Selbstständigkeit. Väter verstärken also mehr das „Erkundungsverhalten“, Mütter mehr das „Bindungsverhalten“ der Kinder. Für Söhne und Töchter besonders vorteilhaft ist, wenn Vater und Mutter sich in die Erziehung einbringen und sich deren Stile und Funktionen unterscheiden (Brandes, 2010, S. 487ff). Diese unterschiedlichen **Erziehungsstile** seien statistisch nachweisbar, bestätigt Martina Leibovici-Mühlberger, weist aber darauf hin, dass der Erziehungsstil der jeweils aktuellen Elterngeneration deren eigene Soziali-

⁸ Die Mutter begrüßten die Buben und Burschen zu 45 Prozent mit Worten, zu sieben Prozent mit einem Händedruck, zu zwölf Prozent mit einem flüchtigen Kuss, zu 19 Prozent mit einer Umarmung und zu sechs Prozent mit Kuss und Umarmung (Koch-Priewe et al., 2009, S. 71).

sierung in sich trage, man also nicht von einem biologisch bedingten männlichen oder weiblichen Erziehungsverhalten ausgehen könne. Neben der Sozialisation spielt aber auch das „Geschlechterarrangement beider Eltern“, also deren individuelles und gemeinsam entwickeltes Verständnis von Männlichkeit und Weiblichkeit eine Rolle. Bestätigung findet dies zum Beispiel durch die Art, wie berufstätige Mütter mit ihren Kindern spielen, nämlich „männlicher“ im Sinn des oben Beschriebenen als die nicht berufstätigen Mütter (Brandes, 2010, S. 492).

Was **Männer in erzieherische Berufe** einbringen, könne angesichts der internationalen und nationalen Forschungslücken in diesem Bereich nicht genau gesagt werden, erklärt Holger Brandes: „Wir arbeiten noch immer mehr mit Hypothesen und Vorurteilen als mit belastbaren Erkenntnissen.“ Es gebe zwar die Annahme, dass Männer als Pädagogen anders agierten als Frauen, aber man habe kaum Kenntnisse darüber, wie diese Prozesse im Detail abläufen. Zum Teil könne man wohl Parallelen zur Väterforschung ziehen, insbesondere wenn man sich entlang von Klischeelinien bewege und davon ausgehe, dass männliche Kindergartenpädagogen eher grobmotorische Spiele, Wettkämpfe und Rängeleien zuließen. Dies sei aber nur ein kleiner Ausschnitt der Interaktionen zwischen den männlichen Erziehern und den Kindern. Interessanter sei es, ob im gesamten Kindergartenalltag unterschiedliche Haltungen bei Männern und Frauen festzustellen seien. Für den Grundschulbereich sei die Forschungslage ähnlich unbefriedigend: Es gebe nur Studien, die untersuchten, ob sich das Geschlecht der Lehrkräfte auf die Noten auswirke, aber keine darüber, was im Klassenraum passiere. Das sei aber das Entscheidende. Im Zusammenhang mit Kindergartenpädagogen und Volksschullehrern immer mit der Väterforschung zu argumentieren, sei auch aus einem anderen Grund ein wenig dünn: In der professionellen Arbeit mit Kindern treffe man nämlich „schon eine besondere Gruppe von Männern“ an, die nicht unbedingt repräsentativ für den Durchschnitt der Väter sei. Holger Brandes berichtet von einem qualitativen Forschungsprojekt, das unter seiner Leitung in Dresden eben angelaufen ist und das zeigen möchte, was in den Kindergartengruppen konkret abläuft. Dazu werden „pädagogische Tandems“ von jeweils einem Erzieher und einer Erzieherin mit ausschließlich weiblich besetzten Tandems verglichen. Untersucht werden insgesamt 40 Kindergruppen mit 80 Erziehern und Erzieherinnen auf Basis von Videoaufnahmen, Interviews mit den Mitgliedern der Tandems und Gesprächen mit den Kindern.

In Österreich wird derzeit von Josef Aigner von der Universität Innsbruck eine Studie mit dem Titel „Die Wirkung männlicher Kindergartenpädagogen auf die Entwicklung von Kindern“ im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMASK erstellt.

Dass die **geschlechtsspezifischen Unterschiede beim Spielen** wohl auch bei den nächsten Generationen von Vätern und Müttern sowie Pädagogen und Pädagoginnen erhalten bleiben werden, darauf weist das Verhalten der Kinder hin. Im Zuge eines Forschungsprojekts wurden 60 Pausensituationen an 20 österreichischen Schulen beobachtet und dort deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede festgestellt: Buben waren die ersten und letzten am Pausenhof, sie suchten zielgerichtet „ihre“ Räume auf, dominierten großflächige Ballspiele, raufen

häufig (auch manchmal mit Mädchen) und standen außerdem herum, um das Geschehen zu beobachten. Mädchen bildeten kleinere Gruppen, beschäftigten sich mit informellen, darstellenden Spielen, benützen Schnüre, Seile, Schaukeln und Reckanlagen und flanieren häufig im Hof, während sie die anderen beobachteten (Diketmüller & Studer, 2007, S. 58ff). Buben nutzen öffentliche Räume, wie Parks und Spielplätze, im Allgemeinen weiträumig und benötigen große Aktionsflächen; sie spielen rauer, in größeren Gruppen und bevorzugen Wettkampfspiele wie Fußball. Mädchen setzen eher räumliche Schwerpunkte, sprechen öfter miteinander und erfinden Rollenspiele. Diese unterschiedlichen Nutzungen sind nicht nur das Ergebnis von Sozialisation, in ihnen werden auch laufend Geschlechterstereotype reproduziert und aufrechterhalten. Durch die Gestaltung der öffentlichen Räume, das Betreuungsangebot etwa im Pausenhof sowie Regeln und Vereinbarungen kann man aber die geschlechtsspezifische Nutzung aufbrechen und ändern oder auch eine geschlechtsspezifische Nutzung fördern (Diketmüller & Studer, 2007, S. 55f.).

Eine österreichische Studie aus dem Jahr 2006, die wissenschaftliche Grundlagen der Buben- und Burschenarbeit sammelte, aber auch empirische Daten erhob, stellte fest, dass Buben und Burschen einen aktiveren **Bewegungsdrang** zeigen als Mädchen, wobei die körperbetonten Aktivitäten wie Raufen, Laufen oder Schubsen häufig Elemente von Konkurrenz enthalten. Nach ihren eigenen größten Kompetenzen befragt, sahen die Buben und Burschen aller Altersgruppen ihre Stärken am ehesten beim Sport, insbesondere beim Fußball – eine Einschätzung, die von den befragten 6- bis 14-jährigen Mädchen geteilt wurde. Der **Wettbewerb** ist für Buben und Burschen im Umgang miteinander in allen Altersstufen wichtiger als für Mädchen. Schon im Kindergarten lassen sich in den Buben-Gruppen hierarchische Strukturen erkennen, die Konflikte verursachen. Diese werden dann körperlich, mit Drohungen oder Imponiergehabe geklärt. Mädchen sind seltener handgreiflich und greifen öfter zu sprachlichen Mitteln, um einen Streit auszutragen. Auch in Hinblick auf Motivationsfaktoren spielt der Wettbewerb bei Buben und Burschen eine ungleich größere Rolle als bei Mädchen. So gaben zum Beispiel die befragten Jungen im Alter von 11 bis 20 Jahren signifikant häufiger an, dass es sie motiviere, sich „mit anderen messen zu können“. Jungen zeigen außerdem mehr **Risikobereitschaft**, wobei sie ihr Handeln allerdings nicht unbedingt als risikoreich einschätzen. Ihnen geht es eher darum, ihre Grenzen auszuloten. Bei richtiggehenden „Mutproben“ konnten jedoch keine geschlechterspezifischen Unterschiede festgestellt werden. Die befragten Jugendlichen fanden Mutproben „blöd“ oder „unnötig“ bzw. „trauten sich nicht“ (Guggenbühl et al., 2006, Mutproben, S. 49f.).

Die **Selbsteinschätzung** der Buben sowie die **Fremdeinschätzungen** der Mädchen, der Eltern sowie der Pädagogen und Pädagoginnen ergeben ein geradezu erstaunlich übereinstimmendes und traditionelles Bild. Die Buben aller Altersgruppen schätzen ihre Geschlechtsgenossen als mutig, lustig, erfolgreich, angriffslustig und neugierig ein. Die 11- bis 20-Jährigen nannten außerdem die Eigenschaften angeberisch, selbstsicher, gelassen und einfallsreich. Alle Mädchen schätzten die Buben als mutig, neugierig, angeberisch, angriffslustig und lustig ein, die älteren Mädchen zusätzlich als selbstsicher, kontaktfreudig und gelassen. Die befragten Mütter und

Väter hielten die Buben für lustig, ehrlich, natürlich, selbstsicher, neugierig, angeberisch, einfallreich, anspruchsvoll, hilfsbereit und mutig, die Pädagogen und Pädagoginnen charakterisierten sie als neugierig, natürlich, lustig, einfallreich, mutig und angriffslustig. Der kleinste gemeinsame Nenner besteht also darin, dass Buben mutig, lustig und neugierig sind. Gleichsam am anderen Ende der Skala wurden die Eigenschaften vorsichtig und ruhig von allen befragten Gruppen als für Jungen am wenigsten zutreffend eingeschätzt (Guggenbühl et al., 2006, S. 60ff).

1.1.4 WARUM MAN SÖHNE ZU VÄTERN ERZIEHEN SOLLTE

Auf die Frage, was man bei der Erziehung von Buben und Burschen heutzutage mit Blick auf die Zukunft besonders beachten solle, antwortet die Erziehungsberaterin Martina Leibovici-Mühlberger blitzschnell: „Die **paritätische Haushaltsführung**, weil daran – sehe ich jetzt 20 Jahre später – viele Ehen scheitern.“ Die „neue Weiblichkeit“ sei inzwischen sehr stark im weiblichen Selbstbewusstsein verankert, dies verlange eine Work-Family-Balance. Um diese zu verwirklichen, bräuchten die Frauen in der Situation der Familiengründung einen Partner, der diese Vision teile. Dies treffe für sehr viele Männer auf einer kognitiven Ebene zu, sie seien also grundsätzlich bereit, Aufgaben im Haushalt und in der Kinderbetreuung zu übernehmen. Im operativen Bereich seien diese Männer aber nicht entsprechend sozialisiert worden, was zur Folge habe, dass sie die Arbeiten in der Praxis nicht ausreichend beherrschten. Als Folge übernahmen die Frauen die Führung und erwarteten, dass Männer Haushalt und Kinderbetreuung genauso ausführten, wie sie es vorgegeben hätten. Männer kämen so in eine Art Abwarteposition und reagierten nur mehr auf die Zurufe der Frauen, ohne ihren eigenen Zugang entwickeln zu können. Dieses „Erfüllungsgehilfentum“ sei auf Dauer unbefriedigend, deshalb entstünden daraus sehr viele Konflikte, die sich auch darin manifestierten, dass die Männer sich völlig aus Haushalt und Kinderbetreuung herausnahmen, was wiederum dazu führe, dass die Paare auseinanderdrifteten. Im Rahmen einer Studie, die von ihr selbst durchgeführt wurde, erzählt Leibovici-Mühlberger, habe man Paare vom letzten Schwangerschaftsdrittel bis ins zweieinhalbe Lebensjahr des ersten Kindes begleitet. Vor dem Baby habe es als Wunschkonzept eine paritätische Rollenaufteilung gegeben, ungefähr zum ersten Lebensjahr des Kindes sei die Rollenaufteilung dann jedoch ganz traditionell gewesen, und viele Paare hätten sich mittlerweile getrennt, weil sie das Konfliktpotential, das sich aus dem Auseinanderklaffen von „Traum und Wirklichkeit“ ergeben hatte, in der Beziehung nicht durchtragen konnten (vgl. hierzu auch Kap. 3.3).

Forschungsarbeiten aus Deutschland bestätigen, dass Männer und Frauen ein Modell des Zusammenlebens bevorzugen, das auf Symmetrie und Gleichberechtigung aufbaut. Beide betrachten sich als verantwortlich und zuständig für alles, was ansteht, und beide möchten arbeiten. Nach dem ersten Kind bricht jedoch die Gleichstellung von Mann und Frau in der Partnerschaft auseinander. Frauen sind zu einem großen Teil nicht mehr voll erwerbstätig. Die Einkommensverteilung zwischen Mann und Frau geht auseinander. Hausarbeit wandert in die al-

leinige Verantwortung der Frau, die Partnerschaftsqualität nimmt ab, die Häufigkeit von Scheidungen zu (Fthenakis, 2006, S. 22ff).

Von Frauen werde automatisch angenommen, dass sie mit Kindern umgehen und einen Haushalt führen könnten – und sie selbst seien auch überzeugt davon. Männer müssten sich diese Fähigkeiten einerseits in Folge einer anders gelaufenen Sozialisation häufiger erst selbst erarbeiten. Andererseits hätten sie nicht das Selbstbewusstsein zu sagen: „Ich kann das, ich mache das auf meine Art“. Dies sei jedoch notwendig, denn Männer hätten andere Strategien und andere Zugänge, mit analogen Anforderungen aus dem Bereich Haushalt und Kinder umzugehen. Ein idealtypisches Beispiel: Ein 15 Monate alter Bub soll mit Karottenbrei gefüttert werden, der nicht gerade sein Lieblingsessen ist. Der Kleine prustet und wehrt sich. Die Mutter setzt das Kind in den Hochsessel in die Küche, füttert es langsam und verrichtet gleichzeitig andere Haushaltsarbeiten. Am Ende ist der Bub gefüttert, sein Lätzchen schmutzig und die Küche aufgeräumt. Der Vater hingegen fokussiert viel mehr auf das Kind, blödelnd und spielt mit ihm, um es zum Essen zu bringen. Wenn die Partnerin nach Hause kommt, hat der Kleine viel Karottenbrei gegessen und beide „Männer“ haben viel Spaß gehabt, die Küche allerdings gleicht einem Schlachtfeld. Die verständnislose Reaktion der Partnerin ist vorprogrammiert: „Was hast du den ganzen Tag nur gemacht?“ Die Vormundschaft der Frauen entmutigt die Männer, die lieber eins nach dem anderen machen und später putzen würden.

Dass die Paare ein Jahr nach der Geburt des Kindes bei einer traditionellen Arbeitsteilung angelangt seien, liege aber auch am beruflichen Umfeld der Väter: Unternehmen agierten noch immer sehr traditionell und hätten klassische Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder, die ganz deutlich den gesellschaftlichen Entwicklungen nachhinkten. In der Wirtschaft werde die „neue Männlichkeit bzw. Väterlichkeit“ nicht goutiert, man wolle dort nach wie vor „Power-Alpha-Männchen“ an der Spitze sehen. Viele Männer sähen sich von den widersprüchlichen Anforderung und Rollenfacetten überschwemmt, versuchten, es jedem Recht zu tun, und gerieten so ins Schleudern. Sie seien in der Zange: Auf der einen Seite wollten sie höhere Positionen erreichen, auf der anderen Seite als junge Väter reüssieren. Im Unternehmen müssten sie der coolen, total harten Typ sein und daheim dann die Mistsackerln zusammenbinden und die Windeln wechseln. Frauen hätten es da leichter, weil sie schon länger mit unterschiedlichen Rollen zurecht kommen müssten und einem geringeren Karrieredruck ausgesetzt seien: Wenn eine Mutter eine mittlere Managementposition halten könne, bekomme sie von der Gesellschaft rückgemeldet, dass dies ein adäquater Platz für eine Frau und Mutter sei, von einem Mann erwarte man hingegen, dass er an die Spitze möchte. Gesellschaftlich werde das Dilemma der Männer kaum reflektiert, sie bekämen wenig Unterstützung. Die Aufgabe, mit den verschiedenen Rollen zurecht zu kommen, werde jedem Mann privat umgehängt.

Dass die Männer besser verdienten als die Frauen, unterstütze die Tendenz, dass sich Männer aus der Kinderbetreuung verabschiedeten. Um dann die traditionelle Rolle des Erhalters einnehmen zu können, neigten Väter dazu, besonders viel zu arbeiten, und entfremdeten sich so

den Kindern, aber auch der Arbeit im Haushalt. Die traditionelle Rollenaufteilung werde noch einmal verfestigt.

Die von Martina Leibovici-Mühlberger geschilderten Mechanismen, die Männer von der Kinderbetreuung fernhalten, sind also teilweise das Ergebnis von Sozialisation, teilweise durch das Umfeld bedingt. Buben (und Mädchen) sehen die von ihren Eltern gelebte Aufgabenteilung und werden in eine ähnliche Richtung sozialisiert wie Vater und Mutter. Väter, die keine Gelegenheit erhalten, den Haushalt und die Kinderbetreuung auf ihre Art zu managen, können dies auch nicht an die Kinder weitergeben. Und so bleibt der weibliche Zugang Standard. Männer und Frauen vergeblich die Möglichkeit, voneinander zu lernen. Ganz abgesehen davon, dass praktische Fertigkeiten wie Kochen, Putzen und Bügeln meist nach wie vor nicht auf dem Erziehungsplan von Buben stehen: Fertigkeiten also, die ihnen später fehlen werden, wenn sie sich Haushaltsarbeit und Kinderbetreuung mit der Partnerin teilen wollen. Berücksichtigt sollte dabei allerdings werden, dass sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede zwischen Burschen und Mädchen in Bezug auf die Hausarbeit erst in der Pubertät entwickeln: Buben im Alter von sieben und acht Jahren helfen zu Hause sogar mehr mit als die Mädchen. Dies ändert sich mit elf bis 14 Jahren, was damit erklärt wird, dass die Burschen diese als weibliche angesehenen Arbeiten verweigern, um in der Peer-Group nicht als „Muttersöhnchen“ angesehen zu werden (Guggenbühl et al., 2006, S. 129).

LITERATUR

- Aigner, J. C. (2009a). „Public Fathers“. Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen, Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 53–64.
- Aigner, J. C. (2009b). Väterlichkeit und Männlichkeit als bedeutende Faktoren in Erziehung, Bildung und sozialer Arbeit. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Chancengerechtigkeit durch Gender-Kompetenz. Erfahrungen aus der Schulpraxis und aktuelle Forschungsergebnisse. Dokumentation des 2. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 61–70.
- Ariès, P. & Duby, G. (Hg.) (1999). Geschichte des privaten Lebens. Augsburg: Weltbild Verlag.
- Ballnik, P. & Wassertheurer (o. J.). 1. Österreichischer Männerbericht. Im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung, Wien: Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- Ballnik, P., Martinetz, E. & Garbani-Ballnik, O. (2005). Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität (Studie im Auftrag der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- Boldt, Uli (2007). Buben unterstützen. Männer bringen sich in die Erziehung ein. Das Handbuch für Eltern und LehrerInnen. Wien: öbvht.
- Brandes, H. (2010). Ersatzmuttis oder tolle Spielkameraden: Was bringen Männer in die Erziehung ein? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 484-496.
- Diketmüller, R. & Studer, H. (2007). Schulfreiräume und Geschlechterverhältnisse. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 54–66.
- Fthenakis, W. (2006). Chancen und Risiken im Familienentwicklungsprozess für Männer und Frauen. In: Land Steiermark (Hg.). Familie heute – Wandel der Familienstruktur und Folgen für die Erziehung (Veranstaltungsdokumentation). Graz: Land Steiermark, FA6A Referat Frau-Familie-Gesellschaft.
- Guggenbühl, A., Stojcic, S., Schweitzer-Daimer, B., Priesch, M., Wassertheurer, P. & Tamegger, K. (2006). Wissenschaftliche Grundlagen der Buben- und Burschenarbeit (im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung). Wien: Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz.
- IFES (2006). Bildungsmonitoring 2006. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800005.
- Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor, A. & Zimmermann, P. (2009) Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- ÖIF – Österreichisches Institut für Familienforschung (2007). Vom Kontaktabbruch der Vater-Kind-Beziehung nach Scheidung/Trennung – Hintergrund und Motivation. Wien: ÖIF
- Schnack, D. & Neutzling, R. (1997). „Der Alte kann mich mal gern haben!“ Über männliche Sehnsüchte, Gewalt und Liebe. Hamburg: Rowohlt.

Sonstige Quellen

Arbeitszeitgesetz (AZG), BGBl. Nr. 2/1975,
[URL: http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1975_2_0/1975_2_0.pdf].

Interviewte Experten und Expertinnen

- ◆ Prof. Dr. Holger Brandes, Diplompsychologe, Diplompädagoge und Gruppenanalytiker, ist Direktor des Instituts für Frühkindliche Bildung an der Evangelischen Hochschule Dresden. Seine aktuellen Arbeitsschwerpunkte betreffen unter anderem die Rolle von Männern und Vätern in der Erziehung.

- ◆ Dr. Martina Leibovici-Mühlberger ist praktische Ärztin, Gynäkologin, Psychotherapeutin, Ärztin für Psychosomatik, Lehrmediatorin und analytische Gesprächspsychotherapeutin. Sie forscht mit sozialpsychologischem Fokus über Jugend und Familie, ist Autorin von Büchern und Fachartikeln und aus den Medien als Nanny und Family-Coach bekannt.

1.2 IST DIE SCHULE „WEIBLICH“?

INHALTSVERZEICHNIS

1.2	Ist die Schule „weiblich“?.....	57
1.2.1	Die wichtigsten Erkenntnisse	58
1.2.2	Schulwahl: Statistische Daten	59
1.2.3	Bildungserfolg und Wohlbefinden.....	63
1.2.4	Auch „richtige“ Männer (können) lesen	68
	Literatur	72
	Grafiken.....	74

1.2.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Sind die „bösen Buben“¹ tatsächlich „angeknackste Helden“², „das wahre schwache Geschlecht“³ in der Schule, die aktuellen „Verlierer“⁴? Gibt es diese „Krise der kleinen Männer“⁵, so wie es uns deutschsprachige Medien schreierisch seit Jahren vermitteln? Die Bildungsexperten und -expertinnen beschwichtigen und plädieren für eine differenzierte Sichtweise: Tim Rohrmann, Männer- und Bildungsforscher, meint, all dies seien falsche Generalisierungen, der Anteil der Schulversager und -verweigerer sei bei den Buben und Burschen immer schon höher gewesen⁶. Tatsächlich kann eine Abwärtsentwicklung – und eine solche wird häufig insbesondere in der medialen Diskussion zum Thema mehr oder minder explizit behauptet – seriöserweise nicht festgestellt werden, da keine vergleichbaren Daten für einen längeren Zeitraum zur Verfügung stehen. Was aus Studien abzulesen ist: Buben und Burschen entscheiden sich seltener als Mädchen für eine höhere Schulbildung, ihre Leistungen und Kenntnisse sind teilweise schlechter (Stichwort: Lesen), teilweise besser (Stichwort: Mathematik und Physik) als jene der Mädchen. Sie gehen weniger gerne in die Schule und fühlen sich dort nicht so wohl. Auf den Übertritt in den Arbeitsmarkt und den weiteren Berufsweg hat all das jedoch (noch) kaum Auswirkungen, ins Erwerbsleben haben die Männer nach wie vor den besseren Start, werden dort dann höher bezahlt und machen meist die besseren Karrieren (siehe Kap. 1.3 und 2.2).

Das folgende Kapitel zeigt an Hand der Schulwahl, wie früh und wie fest Geschlechterklischees verankert werden und wie sehr diese die Bildungskarrieren beeinflussen können, und greift das Thema Leistung und Leistungsunterschiede auf, wobei aktuell diskutierte Erklärungsansätze (Stichwort: „Feminisierung“ der Schule) und Lösungsvorschläge (Stichwort: Aufhebung der Koedukation) kritisch hinterfragt werden. Ein weiterer inhaltlicher Schwerpunkt liegt bei der Lesekompetenz, weil die österreichischen Burschen hier so auffällig große Defizite haben und das Lesen eine wichtige Grundlage für viele Alltagsverrichtungen und für einen erfolgreichen beruflichen Werdegang ist. Hierzu werden die aktuellen Erkenntnisse der am 7. Dezember 2010 veröffentlichten PISA Studie, die 2009 durchgeführt wurde, ergänzend referiert. An den grundlegenden Schwächen der männlichen Jugendlichen in Österreich hat sich kaum etwas geändert.

Die Lesekompetenz ist stark von der frühkindlichen Förderung abhängig und damit auch davon, ob die Kinder – gerade aus sozioökonomisch schlechter gestellten Familien – einen Kindergarten besucht haben. In Österreich schneiden Jugendliche mit Migrationshintergrund besonders

¹ Neuer Zürcher Zeitung, NZZ Folio, August 2001.

² Der Spiegel 21/2004.

³ Münchner Merkur, 25.11.2007.

⁴ Die Welt, 4.1.2009.

⁵ Die Zeit, 24/2007.

⁶ Der Standard, 29.6.2010.

schlecht ab – ihre Ergebnisse liegen hinter den meisten Migranten und Migrantinnen anderer Länder. Die zweite Generation erzielt zwar signifikant bessere Ergebnisse als die erste, fällt aber auch hier hinter die meisten anderen teilnehmenden Staaten zurück. Die angestammten Schüler/innen liegen ebenfalls hinter den Schülern und Schülerinnen ohne Migrationshintergrund der anderen Länder zurück; die Unterschiede sind jedoch weniger groß und man befindet sich mit einer Reihe von weiteren Ländern auf gleichem Niveau (vgl. Schwantner & Schreiner, 2010, S. 42).

Experten und Expertinnen fordern – zusätzlich zur Mädchenförderung – verstärkt Unterstützungsmaßnahmen für Burschen. Ihre Bedürfnisse müssten besser berücksichtigt werden, um sie nicht als Störenfriede wahrzunehmen. An den Pädagogischen Hochschulen bedarf es einer stärkeren Verankerung der Gender-Thematik. In bestimmten Bereichen könnte es sinnvoll sein, für einen gewissen Zeitraum Mädchen und Buben getrennt zu unterrichten. Schulversuche in Deutschland, in denen im Anfangsunterricht für ein halbes Jahr die Koedukation aufgehoben wurde, zeigen für Buben einen positiven Effekt im Fremdsprachenunterricht und für Mädchen in Physik.

Aus sozialwissenschaftlicher Sicht werden Grundlagenstudien benötigt, die der Frage nachgehen, warum sich Buben in der Schule weniger wohl fühlen als Mädchen und warum so viele Experten und Expertinnen den Eindruck haben, die heutige Schulorganisation „passe besser“ zu Mädchen als zu Burschen, ohne dabei zu meinen, dass für die Mädchen alles ideal wäre. Darüber hinaus braucht es empirische Befunde, welche positiven Effekte von einer höheren Quote männlicher Pädagogen für die Entwicklung und Förderung der Schüler zu erwarten sind.

1.2.2 SCHULWAHL: STATISTISCHE DATEN

Schon bei der ersten Schulwahlentscheidung, die nach der 4. Schulstufe ansteht, lassen sich geschlechtsspezifische Unterschiede feststellen: Buben besuchten 2008/09 etwas öfter eine **Hauptschule** (B.: 61,6%, M.: 58,3%), Mädchen eine Allgemeinbildende Höhere Schule (**AHS**) (B.: 31,3%; M.: 35,3%). Gleich häufig entschieden sie sich hingegen für die Neue Mittelschule (je 3,9%) (Statistik Austria, 2010a, S. 27). In den 1980er Jahren begann eine Entwicklung, die weg von der Hauptschule und hin zur AHS führte. Sie betraf sowohl Schüler als auch Schülerinnen, die Mädchen allerdings tendenziell etwas mehr, und seit dem Beginn der 1990er Jahre liegen die Anteile der männlichen Schüler in der AHS unter 50 Prozent. Das relative Chancenverhältnis für einen Übertritt in eine AHS beträgt aus Sicht der Buben 0,85. Zur Erklärung: Bei einem Wert von 1 hätten Buben und Mädchen genau gleich hohe Chancen, eine AHS zu besuchen (Bacher et al., 2008, S. 21). Ein auffallend hoher Bubenanteil ist in den Sonderschulen festzustellen: 2008/09 erreichte er fast zwei Drittel (64,2%), wobei allerdings in der 5. Schulstufe lediglich 2,1 Prozent der männlichen Schüler eine Sonderschule besuchen (Statistik Austria, 2010b, S. 38 und 2010a, S. 27). In der Sekundarstufe I lässt sich geschlechtsstereotypes Den-

ken zum Beispiel anhand der alternativen Pflichtgegenstände **Textiles Werken** und **Technisches Werken** aufzeigen, von denen die Schüler/innen seit 1993 eine Form wählen müssen. Die Anteile der Buben in der Variante Technisches Werken betragen 2008/09 in je nach Schultyp zwischen 85 und 91 Prozent. Noch deutlicher werden die geschlechtsspezifischen Vorlieben bei der offensichtlich als weiblich empfundenen Alternative Textiles Werken: In der Hauptschule erreichte der Anteil der Buben sechs Prozent, in der AHS nur drei Prozent, in der neuen Mittelschule immerhin elf Prozent und in den Sonderschulen sechs Prozent. Es zeigt sich also, dass Burschen beim Werken noch seltener als Mädchen die geschlechtsspezifischen Fachgrenzen überschreiten (BMUKK, 2010a). In einer Studie aus dem Jahr 2007 hielten es fast zwei Drittel der Österreicher/innen (64%) übrigens für sehr wichtig oder wichtig, dass Mädchen und Burschen in der Pflichtschule sowohl im Technischen Werken als auch im Textilen Werken unterrichtet werden (IFES, 2007).

Nach der 8. Schulstufe steht eine Entscheidung an, die für den weiteren Berufs- und Lebensweg bestimmend sein kann: die Wahl zwischen der Fortsetzung der Schulbildung, einer berufsvorbereitenden Weiterbildung (wie der Lehre) oder dem direkten Einstieg ins Berufsleben. Diese Schnittstelle steht im Mittelpunkt von Kapitel 1.3, allerdings mit Blick auf die Lehre und den Berufseinstieg, also den Übergang in den Arbeitsmarkt. Hier liegt der Fokus hingegen auf der Fortsetzung der Schulbildung und damit auf der Sekundarstufe II. In der 9. Schulstufe besuchte 2008/09 eine relative Mehrheit von 31,3 Prozent der Burschen eine Berufsbildende Höhere Schule (BHS), fast ebenso viele eine Polytechnische Schule (29,5%), 21,4 Prozent eine AHS und 17,8 Prozent eine Berufsbildende Mittlere Schule (BMS). Die Anteile der Mädchen liegen bei allen Schultypen mit Ausnahme der Polytechnischen Schulen höher⁷ (Statistik Austria, 2010a, S. 29).

Nach der Pflichtschule (9. Schulstufe) scheiden nach wie vor mehr weibliche als männliche Jugendliche aus dem Bildungssystem völlig aus. Dies hat zur Folge, dass der Anteil der Burschen an allen Schülern und Schülerinnen – jene aus der Berufsschule eingerechnet – größer wird. Gleichzeitig verlieren die männlichen Schüler im Lauf der Sekundarstufe I jedoch noch weiter an Chancen, eine höhere Bildung einzuschlagen. Liegt das **relative Chancenverhältnis**, in eine AHS zu wechseln, nach der vierten Schulstufe – wie oben angeführt – für die Buben noch bei 0,85, so beläuft es sich nach der achten Schulstufe in Hinblick darauf, in eine maturaführende Schule zu wechseln, auf 0,82 und in der 10. Schulstufe in Hinblick darauf, eine maturaführende Schule zu besuchen, auf 0,60 bzw. 0,73, wenn man das vermehrte Ausscheiden der Mädchen aus dem Schulsystem berücksichtigt (Bacher et al., 2008, S. 25f.).

In die **BHS** wechselten mehr AHS- als Haupt-Schüler (2008/09: 33,8 bzw. 23,8%). Bei den Mädchen ist es umgekehrt (29,2% bzw. 33,1%) (Statistik Austria, 2010b, S. 160). Insgesamt ist

⁷ 2008/09, Mädchen: 9. Schulstufe: Polytechn. Schulen 17,4%, AHS 27,1%, BMS 21,5%, BHS 34,0% (Statistik Austria, 2010a, S. 29).

die quantitative Bedeutung der BHS in den letzten beiden Jahrzehnten gestiegen. Dies geht noch mehr auf die Mädchen als auf die Burschen zurück, da sich immer mehr Schüler/innen für eine BHS statt für eine BMS und damit die höhere Ausbildung entscheiden. Bis zur Jahrtausendwende sank der Anteil der männlichen Schüler in der BHS, seit damals ist das Verhältnis zwischen den Geschlechtern aber ausgeglichen (Bacher et al., 2008, S. 24f.).

In die **Polytechnischen Schulen** gehen fast ausschließlich ehemalige Hauptschüler/innen, und zwar etwa jeder dritte männliche und jede fünfte weibliche (B.: 33,6%, M.: 21,7%). Die Polytechnischen Schulen sind zwar noch immer eine typisch männliche Schulform (B.: 62,7%), aber auch hier hat der Anteil der Mädchen seit Mitte der 1990er Jahre zugenommen. Die Polytechnischen Schulen stellen in vielen Fällen einen Übergang in das duale Ausbildungssystem dar. Dazu passt, dass das Verhältnis Burschen zu Mädchen in etwa jenem in den Berufsschulen, also einem Verhältnis 2:1⁸, entspricht (siehe Kap. 1.3). Direkt in die **Berufsschule** wechselten ein gutes Zehntel der Hauptschüler (11,3%), aber nur 1,3 Prozent der Gymnasiasten, bei den Mädchen liegen die Anteile deutlich niedriger (4,5 bzw. 0,5%) (Statistik Austria, 2010b, S. 160 und 2010a, S. 29; Bacher et al., 2008, S. 26)

Mehr als die Hälfte der Burschen, die eine **AHS**-Unterstufe besuchen, bleiben diesem Schultyp in der 9. Schulstufe treu (56,3%). Von den Hauptschülern wechseln lediglich 4,4 Prozent in die AHS. In den vergangenen 40 Jahren ist die AHS in der Oberstufe gleichsam zu einer weiblichen Schulform geworden: Belief sich der Anteil der Burschen 1970/71 noch auf 52,3 Prozent, erreichte er 2008/09 nur noch 43,0 Prozent. Die AHS-Unterstufen-Schülerinnen bleiben noch häufiger im gleichen Schultyp als die Schüler, nämlich zu fast zwei Drittel (63,8%). Außerdem finden auch Hauptschülerinnen häufiger den Weg in die AHS als ihre männlichen Kollegen (8,1%) (Statistik Austria, 2010a, S. 29 und 2010b, S. 40 u. 160). Innerhalb des AHS-Systems gibt es nur zwei Bereiche, in denen die Burschen die Mehrheit bilden, das Realgymnasium (B.: 60,3%) und den von den Schülerzahlen⁹ her sehr kleinen Schulversuch Mittelschule an AHS (B.: 53,7%) (BMUKK, 2010b).

Die **BMS** ist neben den Polytechnischen Schulen jene Form der Sekundarstufe II, für die die AHS-Schüler/innen kaum Interesse zeigen (B.: 2,1%, M.: 1,7%). Bei den Burschen sind es 18,0 Prozent, bei den Mädchen 24,5%, die von der Hauptschule in eine mittlere Schule wechseln. Seit 20 Jahren liegt der Anteil der männlichen Schüler in der BMS konstant bei 40 Prozent (Statistik Austria, 2010b., S. 160 und 2010a, S. 25).

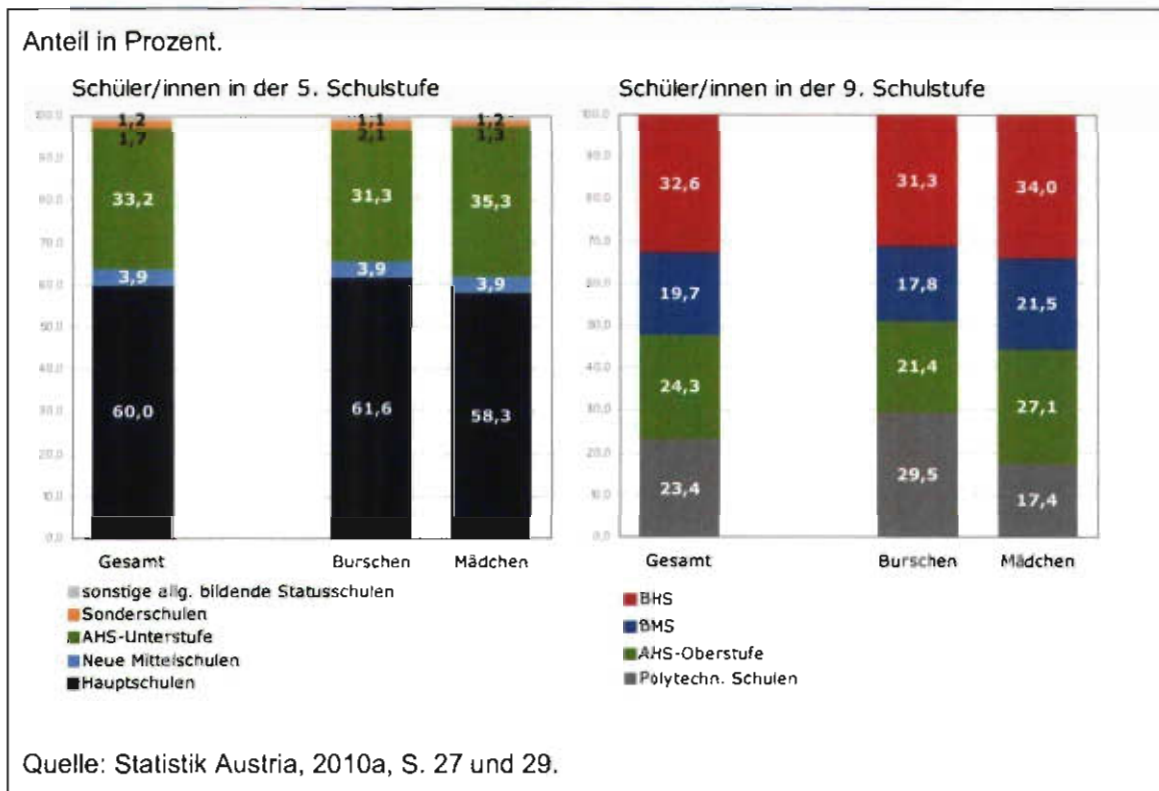
⁸ 2008/09, Burschen: Polytechn. Schulen 62,7%; Berufsschulen 65,4% (Statistik Austria, 2010a, S. 29).

⁹ Im Schulversuch Mittelschule an AHS waren 2008/09 1.431 Schüler/innen (BMUKK, 2010b).

Ein Blick auf die Fachrichtungen der **berufsbildenden Schulen** (BHS, BMS) bringt starke geschlechtsspezifische Segregationsphänomene zu Tage, die ganz den traditionellen Geschlechterrollen folgen: Die Burschen bildeten 2008/09 in den technisch-gewerblichen Schulen eine deutliche Mehrheit von drei Viertel und in den land- und forstwirtschaftlichen Schulen eine schwache von 51,7 Prozent, in allen anderen Fachbereichen sind sie eindeutig in der Minderheit: in den wirtschaftsberuflichen (10,4%), den sozialberuflichen (16,7%) und den kaufmännischen (40,1%) Schulen (Statistik Austria, 2010a, S. 31).

Auch wenn der Fokus hier auf der Schulwahl von Burschen und Mädchen liegt, sei doch darauf hingewiesen, dass die geschlechtsbedingten Effekte wesentlich schwächer sind als jene der **sozialen Herkunft**, des **regionalen Angebots an Schulen** und vermutlich auch des **Migrationshintergrundes**. Insbesondere bei der Entscheidung nach der Volksschule (zwischen Hauptschule und AHS) werden starke Schichteffekte wirksam. Diese frühe Bildungsentscheidung im Alter von zehn Jahren wirkt – wie eben gezeigt wurde – in beträchtlichem Maße auf die weitere Bildungs- und Berufskarriere fort. Das gilt zum Beispiel auch für Kinder mit nicht-deutscher Muttersprache, die überdurchschnittlich häufig in die Hauptschule¹⁰ gehen und damit geringere Chancen auf höhere Bildung haben. (Bacher et al., 2008, S. 153f.).

Grafik 1: Schulwahl nach Geschlecht und Schulstufe



¹⁰ Hauptschule: Schüler und Schülerinnen mit deutscher Umgangssprache 58,8%, mit nicht-deutscher Umgangssprache 64,7% (Statistik Austria, 2010a, S. 27).

1.2.3 BILDUNGSERFOLG UND WOHLBEFINDEN

Was die Bildungsbeteiligung anlangt, haben die Burschen im Laufe der letzten Jahrzehnte sukzessive ihre Führungsposition an die Mädchen abgegeben. Wie eben gezeigt wurde, schlagen sie seltener den Weg einer höheren Schulbildung ein. Bei den Maturanten und Maturantinnen, den Studierenden und den Absolventen und Absolventinnen der Universitäten stehen sie mittlerweile zahlenmäßig hinter den Mädchen und jungen Frauen zurück (Statistik Austria, 2010b, S. 58, 215 u. 221). Spätestens seit Studien wie TIMSS, PIRLS und PISA¹¹ liegen Hinweise darauf vor, dass die Burschen in mancherlei Hinsicht auch leistungsmäßig Schwierigkeiten haben, mit ihren Altersgenossinnen mitzuhalten. Insbesondere die PISA-Ergebnisse über die schlechte Lesekompetenz der 15- bis 16-jährigen Burschen kamen in ihrer Klarheit unerwartet: Die Burschen können deutlich weniger sinnerfassend lesen als die Mädchen.¹² Die PIRLS-Daten zeigen, dass die Buben schon in der 4. Schulstufe schlechter lesen als die Mädchen, allerdings ist die Differenz bei weitem nicht so groß wie bei den Älteren (Suchan, 2009a).¹³ Bei der Mathematikkompetenz liegen die Burschen jedoch weit vor den Mädchen.¹⁴ In Bezug auf die Naturwissenschaften haben die Buben in der 4. Schulstufe laut TIMSS 2007 einen signifikanten Vorsprung vor den Mädchen, insbesondere was ihre Kenntnisse in Erdkunde anlangt¹⁵. Bei PISA 2006 waren (wie auch 2009) bei den Naturwissenschaften in Summe zwar keine signifikanten geschlechtsspezifischen Unterschiede festzustellen, sehr wohl aber bei den damals erhobenen Detailspekten¹⁶: Burschen haben weniger Wissen darüber, wie die Naturwissenschaften funk-

¹¹ TIMSS (Trends in International Mathematics and Science Study) misst im Abstand von vier Jahren die Mathematik- und Naturwissenschaftskompetenz von Schülern und Schülerinnen in der 4. Schulstufe. PIRLS (Progress in International Reading Literacy Study) misst im Abstand von fünf Jahren die Lesekompetenz von Schülern und Schülerinnen in der 4. Schulstufe. PISA (Programme for International Student Assessment) misst die Kompetenzen der 15-/16-Jährigen in den Bereichen Lesen, Mathematik und Naturwissenschaft. PISA findet alle drei Jahre mit wechselnden Schwerpunkten statt. (BIFIE, 2010).

¹² Die Burschen erreichten bei PISA 2006 bei der Lesekompetenz einen mittleren Punktestand von 468. Sie liegen damit 45 Punkte hinter den Mädchen. Vergleicht man die Leistungen über die drei Studien hinweg, zeigen sich zwar keine signifikanten Entwicklungen, tendenziell hat sich jedoch die Leistung der Burschen weiter verschlechtert, jene der Mädchen hingegen verbessert (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 58f.). Bei PISA 2009 beträgt die mittlere Punktedifferenz 41 zuungunsten der Buben; an den geschlechtsspezifischen Unterschieden hat sich damit de facto nichts geändert (Schwantner & Schreiner, 2010, S. 20).

¹³ 2006 lagen die Buben bei PIRLS um zehn Punkte hinter den Mädchen (Suchan, 2009a).

¹⁴ Bei den Mathematikleistungen liegen die Buben und Burschen bei TIMSS 2007 um 14 Punkte, bei PISA 2006 um 23 Punkte und bei PISA 2009 um 19 Punkte vor den Mädchen. Die PISA-Daten zeigen, dass sich seit 2003 eine signifikante Vergrößerung der Geschlechterdifferenz zugunsten der Burschen ergeben hat (Meließnig & Wallner-Paschon, 2009, S. 21; Schreiner & Schwantner, 2009, S. 79f., Schwantner & Schreiner, 2010, S. 32).

¹⁵ Für Gesamtleistung in den Naturwissenschaften erhob TIMSS 2007 ein Vorsprung der Buben von 13 Punkten (Erdkunde: 16 Punkte, Physik: 11 Punkte, Biologie: 7 Punkte) (Wallner-Paschon & Meließnig, 2009, S. 35).

¹⁶ Im Jahr 2006 lag der Schwerpunkt der PISA-Studie bei Naturwissenschaften, 2009 bei der Lesekompetenz.

tionieren (Wissen über die Naturwissenschaften), aber zum Teil deutlich mehr über die grundlegenden naturwissenschaftlichen Konzepte und Theorien (Wissen in den Naturwissenschaften). So ist das Wissen der Burschen in den Erd- und Weltraumsystemen und mehr noch in den physikalischen Systemen signifikant besser als jenes der Mädchen: Bei den physikalischen Systemen haben die Burschen in Österreich einen größeren Vorsprung vor den Mädchen als in allen anderen 36 teilnehmenden EU- bzw. OECD-Staaten¹⁷ (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 25f.).

Was die Themenfelder anlangt, scheint also die geschlechtsspezifische Teilung in Österreich sogar in besonders hohem Maße aufrecht zu sein. Mathematik und Naturwissenschaften sind traditionell männliche Domänen, das Lesen (siehe unten) hingegen wird eher als „weibliche“ Beschäftigung wahrgenommen, insbesondere wenn dabei literarische Texte und Bücher im Spiel sind. Eher als männlich gilt es, um der Information willen zu lesen und dafür zur Zeitung oder Zeitschrift zu greifen bzw. elektronische Medien zu nutzen. Derartige geschlechtsspezifische Vorlieben können bereits bei Zehnjährigen festgestellt werden. Je höher jedoch die formale Bildung ist, desto mehr verschwimmen die Differenzen; je niedriger sie ist, desto mehr kommen traditionelle Rollenzuschreibungen zum Tragen (Böck, 2007, S. 34ff.). Auch jenseits der Ergebnisse der PISA-Studie gibt es Hinweise, dass Burschen in Summe schlechtere **Schulleistungen** erbringen als Mädchen. Sie müssen zum Beispiel häufiger Klassen wiederholen. Sie haben die schlechteren Noten und sind bei Abschlussprüfungen und bei der Matura weniger erfolgreich, und das auch in Schulen, in denen sie die Mehrheit bilden, wie etwa in den Höheren Technischen Lehranstalten (HTL) (Bacher et al., 2008, S. 23f.; Eder, 2005, S. 183f.; Statistik Austria, 2010b, S. 191ff.).

Das **Wohlbefinden in der Schule** – damit sind mehrere Aspekte der Zufriedenheit und des Sich-Wohlfühlens gemeint – liegt in allen Schulstufen bei den Mädchen höher als bei den Buben und Burschen, dies zeigt eine Studie aus dem Schuljahr 2004/05. Sie bestätigt außerdem einen Zusammenhang zwischen diesem Wohlbefinden und der Lernmotivation sowie dem Verhalten in der Schule: Schüler/innen, die sich wohl fühlen, sind motivierter, schwänzen weniger, arbeiten mehr mit und verzichten eher auf Störungen des Unterrichts. Für die Burschen gilt, dass sie – auf insgesamt hohem Niveau – weniger gerne in die Schule gehen, dass es ihnen dort weniger gut gefällt und dass sie mit der Schule etwas unzufriedener sind als die Mädchen. Andererseits haben die Burschen deutlich weniger Schul- und Prüfungsangst, insbesondere ab der 7. Schulstufe. Sie wenden signifikant weniger Zeit für die Schule auf, empfinden deutlich weniger Schulstress und berichten weniger häufig von depressiven Verstimmungen. Sowohl ihr Leistungselbstkonzept als auch ihr allgemeines Selbstwertgefühl sind höher, und zwar bereits in der Volksschule. Hier lässt sich jedoch eine Entwicklung feststellen: Während sich in einer älteren Studie aus dem Jahr 1996 die Unterschiede im allgemeinen Selbstwertgefühl der Burschen und Mädchen im Lauf der Schulkarriere tendenziell vergrößert hatten, ist dies in der neu-

¹⁷ Die Burschen erreichten 540 Punkte und eine Differenz von 45 Punkten zu den Mädchen. (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 26f.).

eren nicht mehr festzustellen – mehr noch: In der AHS zeigte sich diesbezüglich sogar ein Rückgang der Unterschiede. Burschen haben ein etwas schlechteres Verhältnis zu den Lehrkräften. Die Wahrnehmung der Burschen und Mädchen geht gleichermaßen in die Richtung, dass Mädchen bevorzugt und häufiger aufgerufen würden und dass sie leichter gute Noten bekämen, andererseits aber auch dahin, dass Mädchen „weniger zählen“ und ihre Beiträge weniger ernst genommen werden (Eder, 2005, S. 176-196).

Die verschiedenen Studien geben also einen durchaus **differenzierten Befund**. Bei manchen Aspekten der Schulleistungen und des Befindens in der Schule haben die Jungen quantifizierbare Vorteile gegenüber den Mädchen, bei anderen ist es umgekehrt. Es gibt Hinweise darauf, dass die Schule in ihrer derzeitigen Ausprägung für Mädchen in Summe besser „passt“ als für Burschen (siehe dazu Budde, 2010), was nicht heißt, dass für Mädchen alles ideal ist. Die Bildungsexperten und -expertinnen plädieren für eine differenzierte Sichtweise, die auch andere Unterscheidungskriterien kennt als nur das Geschlecht. Sowohl Evelin Langenecker, Genderexpertin im Unterrichtsministerium, als auch Uli Boldt, Lehrer aus Bielefeld, betonen, wie wichtig es sei, dass Mädchenförderung an den Schulen stattgefunden habe und auch weiter stattfinde, und dass der Aufholprozess der Mädchen nicht auf Kosten der Burschen gegangen sei. Evelin Langenecker erklärt, dass man heute bessere und andere Daten zur Verfügung habe und deshalb immer mehr sehe, wo Burschen und Mädchen im Schulsystem „unterschiedliche Dinge“ bräuchten. Uli Boldt weist darauf hin, dass es nicht nur die viel zitierten Verlierer unter den Jungen gebe, sondern auch jene, die das Schulwesen sehr erfolgreich durchlaufen. Eine bestimmte Gruppe von Buben, die durch „Verarmungsprozesse und Ausgrenzung in ganz dramatische Situationen geraten, gehöre allerdings tatsächlich zu den Verlierern“, und zwar mehr als die Mädchen, weil es gerade ihnen nicht gelinge, Antworten zu finden, wie moderne männliche Lebensentwürfe aussehen könnten. Deshalb hielten sie an den alten Vorstellungen fest, könnten diese aber nicht realisieren, weil sie eben nicht mehr zeitgemäß seien. Viele dieser Jungen hätten eine migrantische Biographie, wobei es aber weniger auf den Migrationshintergrund ankomme als auf den sozialen Status. Wie groß die Rolle des sozioökonomischen Status für Bildungsentscheidungen und -erfolge ist, darauf finden sich sowohl in den statistischen Daten über die Schulwahl (siehe oben) als auch in den PISA-Ergebnissen über die Lesekompetenz (siehe unten) zahlreiche Hinweise. In der Fachliteratur wird auch darauf hingewiesen, dass es nicht die Buben und Burschen im Allgemeinen seien, die im Schulkontext auffällig würden, sondern nur eine eher kleine Gruppe, die zwar zu Unrecht als Norm gelte, aber durchaus große Wirkung entfalten könne: Diese so genannten „richtigen“ Burschen gäben den Ton an, terrorisierten die Peer-Group, störten den Unterricht, bekämen dadurch überdurchschnittlich viel Aufmerksamkeit und zum Teil sogar eine Art von Anerkennung von Seiten der Lehrer/innen; die Peer-Group mache mit, um dazuzugehören (Schlaffer, 2007, S. 45; Bissuti, 2007, S. 70f.).

Zusätzlich zur Mädchenförderung müsse es nun verstärkt **Unterstützungsmaßnahmen für Jungen** geben, darin sind sich die Bildungsexperten und -expertinnen in der Fachliteratur einig. Man müsse die Buben einfach mehr wahrnehmen und darauf achten, wie sie seien und was sie

bräuchten, um sich auszuleben, ohne dabei nur als Störenfriede gesehen zu werden, erklärt Evelin Langenecker. Uli Boldt ergänzt, dass auch die Unterrichtsinhalte und -methoden so verändert werden müssten, dass in manchen Lernbereichen die Burschen stärker angesprochen werden und in anderen die Mädchen, nämlich jeweils dort, wo die einen oder die anderen Schwächen zeigten. Dies sei in Hinblick auf die Schule die „große Baustelle in der Geschlechterdebatte“.

Als ein Grund für die schlechteren Leistungen und das niedrigere Wohlbefinden der Burschen in der Schule wird häufig die **geringe Zahl von männlichen Lehrkräften** (siehe Kap. 2.3) angeführt. Es gibt jedoch keine empirischen Belege dafür, dass Lehrer männliche Schüler zu besseren Leistungen bringen (Faulstich-Wieland, 2010, S. 497ff.), ganz im Gegenteil brachte eine österreichische Studie zu Tage, dass männliche Klassenvorstände am Übergang zur Sekundarstufe II den Buben die schlechteren Noten geben (Bacher et al., 2008, S. 152). Schwierig ist es auch, das zweite Argument für mehr Lehrer empirisch zu belegen: Dass Buben und Burschen männliche Vorbilder, so genannte *role models*, bräuchten, um eine zeitgemäße männliche Identität zu entwickeln. Vielfach wird damit argumentiert, dass Kinderbetreuer und Lehrer eine ähnliche Funktion hätten wie die Väter in der Familie¹⁸, erforscht ist dies jedoch noch nicht ausreichend. Evelin Langenecker und Uli Boldt sind sich einig, dass es Buben und Burschen nicht schlechter gehe, wenn sie nur von Lehrerinnen betreut würden, insbesondere in der Volksschule, meinen aber, dass es grundsätzlich besser wäre, wenn es in den pädagogischen Einrichtungen eine gute Durchmischung von Männern und Frauen gäbe. Inwieweit Lehrer/innen ihre Schüler/innen je nach Geschlecht unterschiedlich behandeln, darüber sind die Befunde äußerst gegensätzlich, sie verwirren mehr als sie erklären (Hörl, 2010, S. 443). Uli Boldt erläutert, dass die deutschen Jungen im Rahmen einer Studie sagten, ihnen sei es egal, von wem sie unterrichtet würden¹⁹. Seiner Einschätzung nach könnten die meisten Buben diese Frage aber nicht so richtig beantworten, weil sie ein Schulsystem durchlaufen, in dem sie eher Frauen treffen. Hätten die befragten Buben mehr Erfahrungen mit beiden Geschlechtern, wären die Antworten vielleicht anders ausgefallen. Für die Herausbildung eines männlichen Rollenbildes sei es für Buben wichtig, dass sie überhaupt in Kontakt mit Männern kämen und in die Lage versetzt würden, sich in einem relativ bewussten Prozess Teilaspekte von Männlichkeit anzueignen, die Vielfalt von „Männlichkeiten“ wahrzunehmen und zu sagen: „Das ist etwas, das ich mir aneignen möchte, das möchte ich ausprobieren, das ist eine Rolle, die zu mir passt. Das ist

¹⁸ Siehe z. B. Aigner, J. & Poscheschnik, G. (2010). Jungen und Männer im pädagogischen Diskurs: zwischen Selbstbehauptung, Empirie und Geschlechterkampf. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 427–434; Aigner, J. (2009). „Public Fathers“. Überlegungen zu Männern in der öffentlichen Erziehung (und in der öffentlichen Repräsentation). In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.

¹⁹ Boldt bezieht sich auf die Dortmunder Jungenstudie 2005, die ergab, dass es 59 Prozent der Befragten egal sei, ob sie von einem Lehrer oder einer Lehrerin unterrichtet würden. 18 Prozent meinten, dies sei von Unterrichtsfach abhängig, 17 Prozent bevorzugten eine Frau und nur sechs Prozent wollten ausschließlich einen Mann (Koch-Priewe et al., 2009, S. 108f.).

ein Mann, der ist cool, aber der verhält sich auch empathisch, sozial und hilfsbereit.“ Gerade Buben in der Pubertät, etwa im Alter von elf bis 14 Jahren, hätten noch keine stabile Persönlichkeit entwickelt, sondern würden immer noch „im Dunkeln herumstochern“, wenn man sie frage, was eigentlich einen „richtigen“ Jungen ausmache.

Sowohl Uli Boldt als auch Evelin Langenecker stellen die gute **Qualifikation der Lehrer/Innen** über das Geschlecht und sprechen sich für eine verbesserte Aus-, Fort- und Weiterbildung der Lehrkräfte aus. An den Pädagogischen Hochschulen in Österreich wird Gender-Kompetenz und geschlechtssensible Pädagogik noch kaum thematisiert, erläutert die Expertin aus dem Unterrichtsministerium. Es werde über Rollenbilder und wie man diese aufbrechen könne, zu wenig reflektiert. Wie wichtig es zum Beispiel für die häufig im Scheinwerferlicht stehenden männlichen Grundschullehrer ist, sich über ihr eigenes Bild von Männlichkeit im Klaren zu sein, zeigen mehrere internationale Studien. Nicht selten sind die Lehrer von den Erwartungen überfordert, das „Männliche“ schlechthin zu vertreten (siehe auch Kap. 2.3) (Faulstich-Wieland, 2010, S. 501f.; BMBWK, 2005, S. 27-33).

Im Zuge der medialen Diskussion über schwache Schulleistungen von Burschen wird immer wieder auch die **Koedukation** verantwortlich gemacht, und reine Buben- bzw. Mädchenschulen werden als die Erfolgsmodelle schlechthin dargestellt. Der gemeinsame Unterricht von Buben und Mädchen ist in Österreich seit 1975 an öffentlichen Schulen verbindlich²⁰. Evelin Langenecker²¹ hält nichts davon, die Koedukation generell aufzugeben. Die Schule müsse die Gesellschaft abbilden, und die bestehe nun einmal aus Männern und Frauen, Buben und Mädchen. Es sei aber möglich und gesetzlich vorgesehen, die Koedukation auf Zeit, nicht auf ein ganzes Schuljahr, aber etwa für bestimmte Projekte und bei bestimmten Unterrichtsthemen aufzuheben. Dies sei zum Beispiel in den Naturwissenschaften oder bei Sexualkunde sinnvoll und werde bei diesen Fächern auch in Anspruch genommen. Eine Studie aus dem Jahr 2006 zeigt, dass die Österreicher/innen einer partiellen Aufhebung der Koedukation in naturwissenschaftlichen Fächern und im Sprachenunterricht nicht viel abgewinnen können: 77 Prozent sprachen sich dagegen aus (IFES, 2006). Eindeutig fällt auch das Votum einer Befragung von deutschen Buben aus: Lediglich fünf Prozent von ihnen wären grundsätzlich „lieber nur mit Jungen in der Klasse“. Höher liegen allerdings die Zustimmungsraten bei den Fächern Sport (25%) und Sexualkunde (21%). Als Gründe dafür, dass sie lieber mit Mädchen gemeinsam in eine Klasse gehen, meinten die Burschen, dass der Unterricht mit Mädchen interessanter sei (66%), dass andernfalls das Flirten fehlen würde (55%) und dass sie mit Mädchen besser lernten (43%) (Koch-Priewe, 2009, S. 95ff). In der aktuellen Diskussion unter Experten und Expertinnen geht es um eine bewusste Auseinandersetzung mit der Koedukation und nicht um deren Abschaffung. Uli Boldt meint wie Evelin Langenecker, dass es Sinn ergeben könne, Mädchen und Buben bei einzelnen Themen zu trennen, weist jedoch ausdrücklich darauf hin, dass dies immer

²⁰ § 4 Abs. 1 Schulorganisationsgesetz BGBl Nr. 242/1962 (zuletzt geändert 2006).

²¹ siehe auch http://www.bmukk.gv.at/schulen/unterricht/ba/gender_lehrplaene.xml.

auch eine Frage der Ressourcen und der Qualifizierung des Personals sei. Problematisch sei außerdem, dass es kaum Möglichkeiten gebe, die Folgen solcher partiellen Trennungen im Sinne einer Wirkungsforschung zu erfassen. Deshalb würden solche Maßnahmen häufig von den Lehrern und Lehrerinnen selbst begleitend evaluiert, was wiederum dazu führe, dass die anderen Schulen den Ergebnissen nicht trauten und keine Folgeprojekte starteten. Trotzdem gebe es in Deutschland jetzt häufiger Versuche in diese Richtung, zum Beispiel Schulen, die im Literaturunterricht die Burschen und Mädchen für einige Wochen trennten. Die Verarbeitung der Literatur erscheine leichter, wenn den Jungen und Mädchen jeweils ein geschützter Raum gegeben werde, in dem sie sich empathisch mit den Personen auseinandersetzen könnten, die in den Werken präsentiert werden. In München gibt es ein Gymnasium, das seit 1990 den Anfangsunterricht Physik und seit 2000 den Anfangsunterricht für die zweite Fremdsprache für ein halbes Jahr trennt. Die Akzeptanz der Mädchen für Physik sowie jene der Jungen für die Sprache habe enorm zugenommen. Es gebe nach dem halben Jahr auch keine Probleme, die Gruppen wieder zusammenzuführen. Die Jungen seien dann so an Französisch herangeführt worden, dass sie gestärkt auftreten. Die Lehrer/innen, die diese Fremdsprachen unterrichten, sagten, sie nähmen die Jungen auf einmal ganz anders wahr: als lernbereite, fleißige, nette Schüler – und dies habe eine positive Auswirkung auf die Gesamtatmosphäre in der Schule.

1.2.4 AUCH „RICHTIGE“ MÄNNER (KÖNNEN) LESEN

Um Bankangelegenheiten zu erledigen, Behördenwege zu machen, einen Lehrplatz zu bekommen (siehe Kap. 1.3), beruflich aufzusteigen, für den kranken Nachbarn laut Einkaufszettel Besorgungen zu machen, im Internet zu surfen, ein Rezept nachzukochen, ein elektrisches Gerät in Betrieb zu nehmen etc., die Liste der Tätigkeiten, für die man sinnerfassend lesen²² können muss, ließe sich noch lange fortsetzen. Umso bedenklicher stimmt, dass mehr als ein Drittel der 15- bis 16-jährigen Burschen laut PISA 2009 in die sogenannte Risikogruppe²³ fallen, für die die Gefahr besteht, dass sie aufgrund ihrer fehlenden Lesekompetenz die oben aufgezählten Tätigkeiten nicht oder nur eingeschränkt ausführen können – und damit **in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe beeinträchtigt** sind. In fast allen Ländern, in denen PISA durchgeführt wurde, ist die Lesekompetenz der Mädchen höher als jene der Burschen, die Unterschiede sind hierzulande aber besonders ausgeprägt: 35 Prozent der Burschen, aber „nur“ 20 Prozent der Mädchen werden der Risikogruppe zugerechnet (Schwantner & Schreiner, 2010). 2006 lagen

²² „... die Fähigkeit, geschriebene Texte zu verstehen, zu nutzen und über sie zu reflektieren, um eigene Ziele zu erreichen, das eigene Wissen und Potenzial weiterzuentwickeln und aktiv am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen“ (OECD, 2004, S. 312 – zit. n. Schreiner, 2006, S. 85).

²³ In die Risikogruppe fallen Schüler/innen auf Kompetenzlevel 1 und <1. Auf Level 1 können sie nur die leichtesten Aufgaben mit größerer Wahrscheinlichkeit lösen. Sie erkennen das Hauptthema und die Absicht des Autors bzw. der Autorin in einem Text über ein vertrautes Thema, wenn die erforderliche Information gut erkennbar ist. Sie sind außerdem in der Lage, einfache Verbindungen zwischen Text und Alltagswissen herzustellen. Burschen und Mädchen, die diese Aufgaben mit über 50 Prozent Wahrscheinlichkeit nicht lösen, sind dem Level <1 zuzuordnen (Schreiner & Pointinger, 2006, S. 115).

die entsprechenden Anteile noch niedriger bei 27 bzw. 15 Prozent (Schreiner & Schwantner, 2009, S. 107). Wesentlich geringer sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede bei den Jüngeren: In der 4. Schulstufe zählten laut PIRLS 2006 18 Prozent der Buben und 14 Prozent der Mädchen zur Risikogruppe. Im Laufe der Sekundarstufe I vergrößert sich also der Leserückstand der Burschen beträchtlich (Suchan, 2009b).

Zwischen Lesekompetenz und besuchtem **Schultyp** besteht ein enger Zusammenhang – wie eine Detailauswertung der PISA-Ergebnisse von 2003 zeigt: Von den Schülern und Schülerinnen der Polytechnischen Schulen fielen 37 Prozent in die Risikogruppe, von jenen der Berufsschulen und der mittleren Schulen jeweils rund ein Viertel. In BHS und AHS waren die Anteile mit je zwei Prozent ungleich geringer. Je nach Schulform gab es also einen großen Leistungsunterschied, woraus zum Teil das schlechtere Abschneiden der Burschen resultiert, die – wie oben gezeigt wurde – seltener weiterführende Schulen besuchen als Mädchen (Bacher & Paseska, 2006, S. 224).

Dass das Lesen eine Voraussetzung für vieles ist, das auf den ersten Blick nicht mit dem Lesen in Verbindung gebracht wird, zeigt sich schon im schulischen Zusammenhang: Beinahe die Hälfte der Burschen, die laut PISA 2003 in die **Mathematikrisikogruppe** fallen, liegen bei der Lesekompetenz am untersten Level (<1: B.: 48%, M.: 17%). Man geht davon aus, dass diese Jugendlichen die Anleitungen für die Mathematikaufgaben nicht sinnerfassend lesen können und deshalb auch keine Chance haben, sie zu lösen – selbst wenn sie eine mathematische Begabung haben (Schreiner & Pointinger, 2006, S. 134).

Im Folgenden wird eine Sonderauswertung von PISA 2000 (Schwerpunkt war hier wie 2009 das Lesen) vorgestellt, die zahlreiche Informationen über die Lesegewohnheiten und -vorlieben sowie die Einstellungen der Jugendlichen analysierte (Böck, 2007); in den Ende 2010 publizierten „Ersten Ergebnissen zu PISA 2009“ (Schwantner & Schreiner, 2010) sind noch nicht sämtliche geschlechtsspezifischen Unterschiede im Detail ausgearbeitet bzw. ausgewiesen. Die Lesekompetenz ist in hohem Maße vom **familiären Umfeld** und der kulturellen Teilhabe abhängig. Der Grundstein für das Interesse am Lesen (von Büchern) und damit bis zu einem gewissen Grad auch für die Lesekompetenz wird also früh und außerhalb der Schule gelegt. Dabei kommt der Familie ein besonderer Platz zu, etwa der Lesefreudigkeit der Eltern oder der Anzahl von Büchern, die in der elterlichen Wohnung zur Verfügung stehen. Eine große Rolle scheint aber auch der Kindergarten zu spielen: Risikoleser/innen haben überdurchschnittlich oft keinen **Kindergarten** besucht (19% gegenüber Durchschnitt 11%). Gezielte Frühförderung im Elternhaus wirkt sich bei Burschen positiv auf die Lesekompetenz aus, bei Mädchen nicht. Eltern könnten also in Zusammenarbeit mit dem Kindergarten ihre Söhne zum Lesen bringen²⁴ (Böck, 2007, S. 71ff).

²⁴ Siehe für England: www.bookstart.co.uk.

Risikoleser/innen kommen eher aus unterprivilegierten Familien. Misst man den **sozioökonomischen Status** der Eltern auf einer vierstufigen Skala, so zeigt sich, dass in der Gruppe mit dem niedrigsten Status der Anteil der männlichen Risikoleser mit 35 Prozent am größten (M.: 23%) und in der Gruppe mit dem höchsten Status mit sieben Prozent am geringsten ist (M.: 3%). In allen vier Gruppen ist die Lesekompetenz der Burschen geringer als jene der Mädchen; die Unterschiede werden jedoch schwächer, je höher der Status ist (Böck, 2007, S. 40).

Außerhalb der Schule lesen fast drei Viertel der Burschen in der Risikogruppe nicht zum **Vergnügen** (Mädchen: 49%). Zum Vergleich: Bei den Spitzenlesern und -leserinnen – in der PISA-Studie gleichsam das Gegenstück zu den Risikolesern und -leserinnen – trifft dies nur für knapp ein Viertel der Burschen zu (B.: 22%, M.: 11%). 60 Prozent der Mädchen, aber nur ein gutes Drittel der Burschen liest in der **Freizeit**. Am geringsten sind die Unterschiede in der Risikogruppe: 24 Prozent der Burschen und 38 Prozent der Mädchen lesen zum Vergnügen. Auch in der Spitzengruppe ist das Lesen für Burschen weitaus seltener eine Freizeitbeschäftigung als für Mädchen, nämlich für zwei Drittel der Burschen, aber 83 Prozent der Mädchen. 45 Prozent der männlichen Risikoleser lesen nur, wenn sie müssen (M.: 29%), 39 Prozent nur, um Informationen zu bekommen (M.: 26%), für 34 Prozent ist Lesen **Zeitverschwendung** (M.: 15%), für lediglich sechs Prozent ist es eines ihrer liebsten Hobbys (M.: 7%) (Böck, 2007, S. 49ff u. 61f.).

Die Burschen der Spitzengruppe lesen mehrmals wöchentlich zu 61 Prozent eine **Tageszeitung** (M.: 56%) und zu 38 Prozent eine **Zeitschrift** (M.: 26%), in der Risikogruppe etwa gleich häufig eine Tageszeitung (B.: 35%, M.: 32%) wie eine Zeitschrift (B.: 36%; M.: 37%). Bei den längeren Texten ist es aussagekräftiger, auf einen längeren Bezugszeitraum zurückzugreifen, also auf einen Monat statt auf eine Woche. **Sachbücher** sind eher „männliche“ Lesemedien, wobei allerdings die Burschen und Mädchen aus der Risikogruppe nahezu gleich häufig zu einem Sachbuch greifen: Mindestens einmal im Monat lesen 29 Prozent der Burschen und 21 Prozent der Mädchen ein Sachbuch. In der Spitzengruppe ist die Differenz weitaus höher (B.: 47%, M.: 35%). Geradezu spektakulär unterschiedlich verhalten sich die Jugendlichen jedoch im Hinblick auf **erzählende Literatur**, und zwar sowohl was die Gruppen, als auch was die Geschlechter anlangt: Mindestens einmal im Monat greifen elf Prozent der Burschen aus der Risikogruppe zur erzählenden Literatur (M.: 45%), bei jenen aus der Spitzengruppe sind es 58 Prozent (M.: 81%) (Böck, 2007, S. 54ff).

Büchern gegenüber zeigen sich besonders die Burschen aus der Risikogruppe stark ablehnend: Mehr als zwei Drittel gehen nicht gerne in Bibliotheken und Buchhandlungen (M.: 49%) und mehr als die Hälfte freuen sich nicht über Buchgeschenke (M.: 33%) (Böck, 2007, S. 62). Lesen wird nach wie vor meist mit der Lektüre von erzählender Literatur gleichgesetzt. Im Alltag konsumiert man aber heutzutage vielfach Texte in anderer Form, sehr oft auf Bildschirmen und Displays (Böck & Bergmüller, 2006, S. 331). Zwar steht die Lesekompetenz mit der Lektüre von Romanen, Erzählungen etc. in einem besonders engen positiven Zusammenhang, aber nicht nur der Lesestoff, sondern auch das kulturelle Kapital und der formale Bildungsstatus der Fami-

lien zeigen hier Auswirkungen (Böck, 2007, S. 51-59). Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob schulische Leseförderung, die das Etikett „Lesen“ trägt und allein an Büchern ansetzt, bei der speziellen Zielgruppe der Risikoleser/innen Sinn ergibt, und ob es nicht erfolgversprechender ist, die leseunterstützenden Maßnahmen in einen anderen Kontext einzubinden. Dazu passt, dass Jugendliche, die überdurchschnittlich häufig schulische Leseförderungsmaßnahmen erfahren haben (die eher auf Bücher und traditionelle Lesegewohnheiten abzielen), eine unterdurchschnittliche Lesekompetenz zeigen (Böck, 2007, S. 59-64 u. 69).

LITERATUR

- Bacher, J. & Paseka, A. (2006). Leistungsdifferenzen von Mädchen und Buben. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 220–228.
- Bacher, J., Beham, M. & Lachmayr, N. (Hg.) (2008). Geschlechterunterschiede in der Bildungswahl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Bergmüller, S. & Böck, M. (2006): Rahmenbedingungen der Leseförderung an den Schulen. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 319–330.
- Bissuti, R. (2007). Hintergründe und Strategien der Burschenförderung in der Schule. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 67-75.
- BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (2010a). Technisches Werken/Textiles Werken (5.-8. Schulstufe) (unveröffentlichtes Arbeitspapier).
- BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (2010b), Bildungsstatistik: Anteil der (weiblichen) AHS-Schülerinnen (2008/09) nach Bundesländern und AHS-Bereichen (unveröffentlichte Bildungsstatistik).
- Böck, M. & Bergmüller, S. (2006). Jugendliche und das Lesen – ein sich veränderndes Verhältnis. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 331–336.
- Böck, M. (2007). Literacy im Alltag von Jugendlichen. Eine Kulturtechnik im Spannungsfeld zwischen Freizeit und Schule. Projektbericht (unter Mitarbeit von Mag. Christina Wallner-Paschon). Salzburg: Fachbereich Kommunikationswissenschaft, Universität Salzburg & Institut Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.
- Budde, J. (2010). „Der Valentin ist ein Sorgenkind...“. Bildungsungleichheit als kulturelle Passungsprobleme zwischen Habitus und Schulkultur? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 505–512.
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (BMBWK) (2005). Männer als Volksschullehrer. Statistische Darstellung und Einblick in die erziehungswissenschaftliche Diskussion, Wien: BMBWK.
- Eder, F. (2005). Das Befinden von Kindern und Jugendlichen in der österreichischen Schule. Befragung 2005 (Kurzfassung). Wien: Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.
- Faultsch-Wieland, H. (2010). Mehr Männer in die Grundschule: welche Männer? In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 497–504.
- Hörl, G. (2009). Lehrer/innenbildung im Fokus der Geschlechterverteilung. In: Erziehung und Unterricht 160/5-6. Wien: ÖBV, S. 443–450.
- IFES (2006). Bildungsmonitoring 2006. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800005.
- IFES (2007). Bildungsmonitoring 2007. Bevölkerungsbefragung zum Schul- und Bildungswesen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800006.
- Koch-Priewe, B., Niederbacher, A., Textor, A. & Zimmermann, P. (2009). Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Meließnig C. & Wallner-Paschon C. (2009). Mathematische Inhaltsbereiche bei Mädchen und Buben. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C., Bergmüller, S. & Schreiner, C. (Hg.). TIMSS 2007. Mathematik & Naturwissenschaft in der Grundschule. Erste Ergebnisse (aktualisierte Version vom 18. August 2009). Graz: Leykam, S. 20–21.
- OECD (Hg.) (2004). Lernen für die Welt von morgen. Erste Ergebnisse von PISA 2003. Paris: OECD.
- Paseka, A. & Wroblewski, A. (2009). Geschlechtergerechte Schule: Problemfelder, Herausforderungen, Entwicklungsansätze. In: Specht, W. (Hg.). Nationaler Bildungsbericht Österreich 2009. Band 2. Fokussierte Analysen bildungspolitischer Schwerpunktthemen. Graz: Leykam, S. 203–221.
- Schlaffer, E. (2007). Die neue Genderbalance: Stimmen der Buben hören! In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Geschlechtersensible Schule. Forschung und Praxis im Dialog. Dokumentation des 1. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 44–56.
- Schreiner, C. & Pointinger, M. (2006). Risikoschüler/innen im internationalen Vergleich. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 115–122.
- Schreiner, C. & Schwantner, U. (Hg.) (2009). PISA 2006. Österreichischer Expertenbericht zum Naturwissenschafts-Schwerpunkt. Graz: Leykam.
- Schreiner, C. (2006). Kompetenzprofil Lesen. In: Haider, G. & Schreiner, C. (Hg.). Die PISA-Studie. Österreichs Schulsystem im internationalen Wettbewerb. Wien, Köln, Weimar: Böhlau, S. 85–93.
- Schwantner, U. & Schreiner, C. (2010). PISA 2009. Internationaler Vergleich von Schülerleistungen. Erste Ergebnisse: Lesen, Mathematik, Naturwissenschaft. Graz: Leykam.
- STATISTIK AUSTRIA (2010a). Bildung in Zahlen 2008/2009. Schlüsselindikatoren und Analysen. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- STATISTIK AUSTRIA (2010b). Bildung in Zahlen 2008/2009. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- Suchan, B. (2009a). Kompetenzprofil Lesen. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C. & Schreiner, C. (Hg.). PIRLS 2006. Die Lesekompetenz am Ende der Volksschule – Österreichischer Expertenbericht. Graz: Leykam.
[URL: <http://www.bifie.at/buch/395/3>, 15.11.2010].
- Suchan, B. (2009b). Risikoschüler/innen. In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C. & Schreiner, C. (Hg.). PIRLS 2006. Die Lesekompetenz am Ende der Volksschule – Österreichischer Expertenbericht. Graz: Leykam.
[URL: <http://www.bifie.at/buch/395/4/1>, 15.11.2010].
- Wallner-Paschon, C. & Meließnig, C. (2009). Naturwissenschaftliche Inhaltsbereiche bei Mädchen und Buben, In: Suchan, B., Wallner-Paschon, C., Bergmüller, S. & Schreiner, C. (Hg.). TIMSS 2007. Mathematik & Naturwissenschaft in der Grundschule. Erste Ergebnisse (aktualisierte Version vom 18. August 2009). Graz: Leykam, S. 34–35.
- BIFIE (2010). [URL: <http://www.bifie.at>, 15.11.2010]

Interviewte Experten und Expertinnen

- ◆ Uli Boldt arbeitet an einer Bielefelder Gesamtschule, führt Jungenarbeit durch und arbeitet im Auftrag der Bezirksregierung als Moderator für schulsche Fortbildungen im Bereich der „Reflexiven Koedukation“.
- ◆ Mag.^a Evelin Langenecker, Mitarbeiterin der Abteilung Gender und Schule im Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Bereich IT und Gender) ist vor allem in den Bereichen (geschlechtssensible) Berufsorientierung, Gewaltprävention und IKT tätig.

GRAFIKEN

Grafik 1: Schulwahl.....	62
--------------------------	----

1.3 BERUFSEINSTIEG

INHALTSVERZEICHNIS

1.3	Berufseinstieg.....	75
1.3.1	Die wichtigsten Erkenntnisse	76
1.3.2	Ausgangssituation.....	78
1.3.3	Berufsentscheidungen.....	79
1.3.4	Burschen (und Mädchen) mit Qualifikationsdefiziten.....	82
1.3.5	Die Lehre – ein „männlicher“ Weg ins Berufsleben	92
1.3.6	Burschen- und frauentypische Berufe am Beispiel Kindergarten- und Hortpädagoge	95
	Literatur.....	99
	Grafiken.....	101
	Tabellen	101

1.3.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Mit 14 bzw. 15 Jahren – nach dem Abschluss der Sekundarstufe I bzw. der Pflichtschulzeit – stehen Burschen und Mädchen vor einer Entscheidung, die ihr restliches Leben in hohem Maße mitbestimmt. Sie können die Schulbildung fortsetzen, eine Lehre beginnen, in den Arbeitsmarkt eintreten oder (vorerst) nichts tun.

Bei diesem Übergang stehen mit den Burschen und Mädchen auch die Schulen, die sie bis dahin besucht haben, auf dem Prüfstand – und zwar in zweierlei Hinsicht: Ist es ihnen gelungen, die Schüler/innen so weit vorzubereiten, dass sie eine weiterführende Ausbildung anschließen können, einen Lehrplatz finden und behalten oder im Arbeitsmarkt bleiben? Der Pflichtschule kommt dabei nicht nur die Aufgabe zu, Kenntnisse und Fertigkeiten (zum Beispiel Grundlegendes wie das sinnerfassende Lesen, Schreiben und zumindest Basiskenntnisse der Mathematik) zu vermitteln, sondern auch die Burschen und Mädchen in ihrem Umgang mit der Umwelt (Stichwort: Höflichkeit), ihrer Einstellung zur Arbeit (Stichwort: Sorgfalt) und ihrer Haltung zu sich selbst (Stichwort: Selbstbewusstsein) zu schulen. Die Pflichtschule steht aber auch insofern auf dem Prüfstand, als ihr im Entscheidungsprozess der Jugendlichen eine zentrale Stellung zukommt: Gelingt es also der Schule, mit ihren Berufsorientierungs- und Beratungsangeboten die Schüler/innen so weit zu unterstützen, dass diese ihre Interessen finden und dann die individuell passenden Ausbildungs- oder Berufswege einschlagen?

Im nun folgenden Kapitel stehen die Berufs- und Bildungsentscheidungen der Burschen nach der Pflichtschule sowie deren Folgen im Mittelpunkt. Ein genauerer Blick gilt der Arbeitsmarktintegration und der Arbeitslosigkeit, Burschen und Mädchen mit Qualifikationsdefiziten, der Lehre als typisch männlichem Ausbildungsweg und der Haltung von Burschen gegenüber frauentypischen Berufen. Dabei wird auch auf die Situation der Jugendlichen mit Migrationshintergrund eingegangen.

Die Ausgangssituation im Bereich der Arbeitsmarktintegration von Jugendlichen ist in Österreich im Vergleich zu Europa besonders günstig: Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei 8,8 Prozent (2010); für die EU-27 wird von EUROSTAT ein mehr als doppelt so hoher Wert ausgewiesen. Trotz des international positiven Vergleichs ist festzuhalten, dass innerhalb Österreichs die Arbeitslosigkeit bei den Jugendlichen am höchsten ist. Des Weiteren belegen Studien, dass die Erfahrung von Arbeitslosigkeit in dieser Altersklasse im Hinblick auf die Folgewirkungen besonders kritisch zu sehen ist. Jugendlichen, denen die Integration in den Arbeitsmarkt schwer fällt bzw. erschwert wird, haben eine ungünstige Zukunftsprognose: Es kommt auch in weiterer Folge häufig zu Berufsunterbrechungen, längeren Phasen der Arbeitslosigkeit, Qualifikations- und Weiterbildungsdefiziten und zur Stagnation auf niedrigem Einkommensniveau.

Die Gründe für eine gut gelungene Arbeitsmarktintegration werden in Österreich in der generell niedrigen Arbeitslosigkeit und in der hoch entwickelten beruflichen Erstausbildung (berufsbildende mittlere und höhere Schulen, Lehre) gesehen. Generell erweist sich die schulische Bildung als wichtigster Faktor für den erfolgreichen Berufseinstieg.

150.000 Jugendliche im Alter von 15 bis 24 Jahren wurden im Jahr 2008 gezählt, die auf eine Weiterbildung verzichteten. Sie stellen eine besondere Risikogruppe dar und haben akuten Qualifikationsbedarf. Gerade männliche Jugendliche mit Migrationshintergrund sind in dieser Gruppe überdurchschnittlich häufig zu finden. Die bessere Bildungs- und Arbeitsmarktintegration dieser Gruppe wird von Experten als die größte Herausforderung für die Politik in diesem Bereich definiert. Neben individuell nachteiligen Folgen beim Ausscheiden aus dem Bildungssystem sollten auch die negativen Auswirkungen für die Gesellschaft nicht unterschätzt werden: Das nicht genutzte Potenzial bzw. die nicht erworbenen Qualifikationen kommen dem Staat teuer, denn eine von Arbeitslosigkeit, Armut und mangelnder Teilhabe am gesellschaftlichen Leben bedrohte Bevölkerungsgruppe bedarf der verstärkten finanziellen Unterstützung durch die öffentliche Hand.

Eine besondere Rolle bei der Integration von jungen Menschen in die Berufswelt kommt den Schulen zu. Sie sind für viele Jugendliche ein wichtiger Ratgeber und oftmals neben Verwandten und Freunden die einzige Informationsquelle bezüglich der Möglichkeiten des Arbeitsmarktes. Dies gilt insbesondere für junge Migranten und Migrantinnen und deren Eltern. Die politische Unterstützung von Beratungs- und Orientierungsangeboten (in Schulen) sowie die Vorbereitung der Lehrer/innen für diese Verantwortung sind neben arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen (z.B. überbetriebliche Lehrlingsausbildung) zentrale Schlüsselfaktoren.

Einen wichtigen Ansatz für junge Männer bildet die Erhöhung des Interesses für soziale Berufe, die mittelfristig besonders stark gefragt sein werden: Pflege, Sozialarbeit und Kindergartenpädagogik. Dazu müssen eine Reihe von Vorurteilen abgebaut werden, denn die Barrieren liegen nicht primär in der oft zitierten schlechten Bezahlung bzw. den mangelnden Aufstiegsmöglichkeiten, sondern vielmehr im vermeintlichen Widerspruch dieser Berufe mit der männlichen Identität. Der Vorteil guter Beschäftigungsperspektiven könnte auch für (junge) Männer einen positiven Anreiz darstellen. Zu diesem Thema sei auch auf zwei DVDs der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMASK verwiesen: Die DVD „Social Fighters“ zeigt die Erfahrungen junger Männer in sozialen Berufen, die DVD „Social Works“ stellt den Berufsalltag ausgewählter Berufe wie Kindergartenpädagoge, Volksschullehrer, Sozialarbeiter, Krankenpfleger etc. in den Mittelpunkt (vgl. auch Kap. 2.3).

1.3.2 AUSGANGSSITUATION

In Europa liegt Österreich bei der Jugendarbeitslosigkeit besonders günstig, an zweitbesten Stelle hinter den Niederlanden. Laut EUROSTAT betrug die Jugendarbeitslosenquote 2010 im EU-27-Raum 20,6 Prozent (2009: 19,7%), in Österreich 8,8 Prozent (2009: 10,0%) (EUROSTAT, 2011). Das Jahr 2009, in dem die Wirtschafts- und Finanzkrise besonders stark spürbar wurde, wirkte sich auf die Arbeitslosenquote der Jugendlichen bis 24 Jahren deutlich negativer aus als auf jene der älteren Personen: Letztere stieg um 1,7 Prozentpunkte (2008: 5,9%, 2009: 7,6%), die Jugendarbeitslosigkeit hingegen um zwei Prozentpunkte (2008: 8,0%, 2009: 10,0%) (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 31). Damit liegt Österreich im EU-Vergleich wieder günstig, denn in den EU-27-Ländern betrug der Anstieg der Jugendarbeitslosigkeit von 2008 auf 2009 4,2 Prozentpunkte. Die Gründe für die vergleichsweise gute Arbeitsmarktintegration der österreichischen Jugendlichen werden in der allgemein niedrigeren Arbeitslosigkeit in Österreich und in der hoch entwickelten beruflichen Erstausbildung gesehen – in den mittleren und höheren berufsbildenden Schulen und noch mehr in der dualen Ausbildung der Lehrlinge. So waren zum Beispiel 2007 77 Prozent der österreichischen Schüler/innen in der Sekundarstufe II (d. h. in der Oberstufe) in einer berufsbildenden oder berufsvorbereitenden Ausbildung und nur 23 Prozent in einer allgemeinbildenden; für die 19 OECD-Staaten innerhalb der EU lauten die Vergleichszahlen 53 und 47 Prozent. Auch wenn der internationale Vergleich für Österreich positiv ausfällt, sollte das Problem nicht gering geschätzt werden, dass die Arbeitslosenrate gerade bei Jugendlichen weit höher ist als in anderen Altersgruppen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 5 u. 24).

Bei der Jugendarbeitslosigkeit sind nur geringe geschlechtsspezifische Unterschiede festzustellen. Tendenziell liegt sie bei den Burschen etwas niedriger als bei den Mädchen. Im Krisenjahr 2009 überstieg sie allerdings jene der Mädchen, da traditionell männliche Branchen, wie etwa der Produktionsbereich, vom wirtschaftlichen Einbruch in hohem Maß betroffen waren: 1999 belief sich die Arbeitslosenquote der Männer bis 24 Jahre auf 4,6 Prozent (Frauen: 5,7%), 2004 auf 9,3 Prozent (Frauen: 10,1%), 2009 auf 10,5 Prozent (Frauen: 9,4%) und 2010 auf 8,9 Prozent (Frauen: 8,8%) (Statistik Austria, 2010a, S. 30; Statistik Austria, 2011, S. 52).

Infobox: Wie lange dauert der Eintritt in den Arbeitsmarkt?

Titel der Erhebung: Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt.

Einrichtung: Statistik Austria.

Die Daten für die EU-weit durchgeführte Studie wurden im Rahmen der Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung im 2. Quartal 2009 gesammelt. Zielgruppe der Befragung waren die 15- bis 34-Jährigen. Der Zeitraum, zu dem sie in den Arbeitsmarkt eintraten, reicht also vom Beginn der 1990er Jahre bis zum 2. Quartal 2009. Gefragt wurde nach dem ersten bezahlten Job nach Ausbildungsende, der länger als drei Monate dauerte. Das Ausbildungsende ist hier nicht gleichbedeutend mit einem formellen Abschluss, auch Ausbildungsabbrecher/innen wurden berücksichtigt. Die Lehre gilt als Ausbildung, nicht als Erwerbstätigkeit.

Drei Viertel der befragten Männer können relativ nahtlos in das Berufsleben einsteigen, nachdem sie aus dem Bildungssystem ausgeschieden sind: Sie beginnen ihren ersten stabilen Job entweder schon während ihrer Ausbildung oder maximal drei Monate nach dem Abschluss. Frauen gelingt ein derart schneller Berufseinstieg wesentlich seltener, nämlich nur zu 55 Prozent. Starken Einfluss auf die Geschwindigkeit des Arbeitsmarkteintritts hat auch die höchste abgeschlossene Ausbildung: Nur einem Viertel der Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen gelingt eine Erwerbsaufnahme binnen drei Monaten nach Schulaustritt. Bei den Lehrlingen liegt der entsprechende Anteil hingegen bei mehr als drei Viertel, bei den Absolventen und Absolventinnen der mittleren und höheren Schulen sowie der Universitäten bei rund zwei Drittel. Negativ auf die Schnelligkeit des Berufseinstiegs wirkt auch ein Migrationshintergrund, wobei dies wohl eng mit dem höchsten Bildungsabschluss zusammenhängt. Jugendliche mit Migrationshintergrund haben nämlich weit überdurchschnittlich häufig nur einen Pflichtschulabschluss. Während Personen ohne Migrationshintergrund zu 71 Prozent binnen drei Monaten zu arbeiten begannen, gilt das nur für 44 Prozent jener mit Migrationshintergrund (Statistik Austria, 2010b).

Die größte Unterstützung bei der erfolgreichen Suche nach dem ersten stabilen Arbeitsplatz erhalten die Jugendlichen von der Familie sowie von Freunden und Bekannten (30,2%). Diese Schiene in die Erwerbstätigkeit ist für Männer etwas hilfreicher als für Frauen (Männer: 32,7%, Frauen: 27,7%), noch bedeutender ist sie jedoch für Personen mit Migrationshintergrund (42,3%) und Pflichtschulabsolventen und -absolventinnen, von denen sogar mehr als die Hälfte ihren ersten Job auf diese Weise finden. Weitere geschlechtsspezifische Unterschiede lassen sich bei folgenden Methoden der erfolgreichen Arbeitsplatzsuche festmachen: Männer finden ihren ersten Job öfter über eine frühere Tätigkeit in derselben Firma (Männer: 27,0%, Frauen: 18,2%), etwa über Lehrausbildung, Praktika oder Ferienjobs; Frauen öfter über Direkt- oder Blindbewerbungen (Männer: 14,2%, Frauen: 20,3%) und über Stellenanzeigen in Zeitungen oder im Internet (Männer: 14,7%, Frauen: 20,5%) (Statistik Austria, 2010b).

1.3.3 BERUFSENTSCHEIDUNGEN

102 Säuglinge standen im Jahr 2000 im Mittelpunkt einer Studie¹. Die drei Tage alten Babys wurden gefilmt und beobachtet, während sie ein mechanisches Mobile und ein Gesicht betrachteten. 43 Prozent der Buben, aber nur 17 Prozent der Mädchen schauten länger auf das Mobile. Auch andere Studien bestätigen, dass sich Buben, Burschen und Männer in ihrer Wahrnehmung mehr auf Gegenstände als auf Menschen konzentrieren und dass sie besser darin sind, räumlichen Strukturen im Detail schnell zu begreifen, als soziale Signale zu verarbeiten. Mädchen und Frauen hingegen interessieren sich eher für lebendige Objekte und legen größere empathische Fähigkeiten an den Tag (Pinker, 2008 zitiert nach Blaß, 2009, S. 70f.). Anlagen

¹ Siehe dazu Baron-Cohen, 2004.

und Sozialisation führen zu diesen eher männlichen und eher weiblichen Wahrnehmungsmustern, die unter anderem bei Ausbildungs- und Berufsentscheidungen eine große Rolle spielen.

Dass in der Familie und noch mehr in der Schule das Verhalten der „wildem, schlimmen“ Buben abgelehnt und bestraft statt moderiert wird, dass ihren Schwächen, ihrem extravertierten Verhalten und ihrem häufig starken Bedürfnis nach Bewegung mit wenig Verständnis und Geduld begegnet wird, führt neben anderem – vereinfacht gesagt – dazu, dass Buben und Burschen im Schnitt weniger innere Sicherheit – nicht zu verwechseln mit Selbstsicherheit (siehe Kap. 1.2) – haben als Mädchen (Blaß, 2009, S. 72f.). Es zeigt sich, dass sie bis kurz vor den Entscheidungen, die nach der achten bzw. neunten Schulstufe anstehen, in ihrer Lebens- und Berufsplanung weniger realistisch sind als Mädchen. Die detaillierten Schritte einer konkreten Zukunftsplanung fallen ihnen schwerer. Zwischen der Gegenwart und der Zukunft empfinden sie eine große Lücke, die sie nur schwer überbrücken können. Bis in die siebente Schulstufe orientieren sie sich bei ihren Berufswünschen an Stereotypen, häufig genannt werden Polizist, Soldat oder Profisportler. Besonders stark zeigt sich dies bei unterprivilegierten Buben und Burschen (Bude, 2008, S. 33f.).

Für Burschen und junge Männer sind sogenannte extrinsische Berufsziele, wie ein gutes Einkommen und ein hohes Sozialprestige, vorrangig. Mädchen und junge Frauen, die im Alter der Entscheidungsfindung eine stärkere innere Sicherheit zeigen, legen mehr Wert auf intrinsische Berufsziele (Pinker, 2008 nach Blaß, 2009, S. 71.). Eindrucksvoll bestätigt wird dies in der Oberösterreichischen Jugendstudie 2008²: Den befragten Burschen und Männern im Alter zwischen 11 und 26 Jahren war bei einem Job am allerwichtigsten, dass „man gut bezahlt wird und viel verdient“. 82 Prozent von ihnen waren dieser Meinung, aber nur 68 Prozent der Mädchen und Frauen. Mehr Übereinstimmung herrschte bei dem Punkt, der den weiblichen Befragten am wichtigsten war, nämlich „dass die Kollegen nett sind und ein gutes Betriebsklima herrscht“ (Männer: 75%, Frauen: 79%), und bei jener Nennung, die Männer wie Frauen an die dritte Stelle reihten, „dass die Tätigkeit abwechslungsreich und interessant ist“ (Männer: 71%, Frauen: 70%). Deutliche höhere Zustimmung von Burschen und Männern als von Mädchen und Frauen erhielten tatsächlich ausschließlich Nennungen, die in die Kategorie der extrinsischen Motivationsfaktoren fallen: „dass man selbst auch Untergebene hat“ (Männer: 25%, Frauen: 14%), „dass man zusätzlich zum Gehalt Nebenleistungen wie zum Beispiel ein Firmenauto hat“ (Männer: 31%, Frauen: 21%), „dass der Job mit hohem Ansehen verbunden ist und man bei Freunden punkten kann“ (Männer: 21%, Frauen: 13%), „dass man gute Aufstiegschancen und Karriereöglichkeiten hat“ (Männer: 59%, Frauen: 52%) und „dass gute Leistungen der Mitarbeiter auch entsprechend belohnt werden“ (Männer: 53%, Frauen: 46%). Für die nach wie vor große Bedeutung von traditionellen Männlichkeitsbildern – wie übrigens auch für das vergleichsweise größere Bedürfnis nach Bewegung (siehe Kap. 1.1 und 1.2) – spricht jener Punkt, dem die Jun-

² Ähnliche eindeutige Ergebnisse brachte auch die Oberösterreichische Jugendstudie 2009 bei den Fragen nach den erstrebenswerten Zielen im Leben (JugendReferat des Landes OÖ, 2009).

gen deutlich häufiger ihre Zustimmung gaben als die Mädchen: Sie wünschten sich von ihrem zukünftigen Job zu 36 Prozent, dass „man körperlich arbeiten kann“, die Mädchen nur zu 17 Prozent (JugendReferat des Landes OÖ, 2008).

Tabelle 1: Wichtigkeit für die Berufsentscheidung

„Bei einem Job ist den oberösterreichischen Jugendlichen besonders wichtig...“ (Nennungen mit geschlechtsspezifischen Differenzen ≥ 7 Prozentpunkte)

Anteile in Prozent.

	Gesamt	Männer	Frauen	Differenz
dass man körperlich arbeiten kann	27	36	17	19
dass man gut bezahlt wird	73	82	68	14
dass man selbst auch Untergebene hat	20	25	14	11
dass man zusätzlich zum Gehalt Nebenleistungen wie z. B. ein Firmenauto hat	26	31	21	10
dass der Job mit einem hohen Ansehen verbunden ist, man bei Freunden punkten kann	17	21	13	8
dass man gute Aufstiegschancen, Karrieremöglichkeiten hat	56	59	52	7
dass gute Leistung der Mitarbeiter entsprechend belohnt wird	49	53	46	7
dass die Arbeit nicht gesundheitsschädigend ist	55	51	59	-8
dass man dabei ein interessantes, faszinierendes Aufgabengebiet hat	54	50	58	-8
dass die Arbeit nicht gefährlich ist	43	38	47	-9
dass neu eingetretene Mitarbeiter einen Ansprechpartner für Fragen haben	37	32	41	-9
dass die Arbeit mit öffentlichen Verkehrsmitteln leicht erreichbar ist	32	27	38	-11
dass man dabei Kundenkontakt hat	39	31	48	-17
dass Frauen und Männer bei gleicher Leistung gleich viel verdienen	50	32	68	-36

Quelle: JugendReferat des Landes OÖ, 2008.

Junge Männer schneiden beim Übergang ins Erwerbsleben besser ab als Frauen und sie ergreifen höher bezahlte und karriereorientierte Berufe. Dies stellt eine Publikation des deutschen Bundesministeriums für Bildung und Forschung über die Bildungs(miss)erfolge und Berufswahlentscheidungen von Jungen fest. Das ist wohl unter anderem auch auf die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Motivationslage bei der Ausbildungs- und Berufswahl zurückzuführen. Außerdem, so die deutsche Publikation, orientieren sich Buben und Burschen stark an tradierten Geschlechterbildern und ergreifen bevorzugt Berufe in Handwerk und Industrie (Budde, 2008, S. 35). Auch dies findet in einer Oberösterreichischen Jugendstudie, diesmal aus dem Jahr 2009, Bestätigung. Die männlichen und weiblichen Befragten waren sich weitgehend einig darüber, welche Berufssparten Zukunft haben: die Computerbranche, freie Berufe, Ämter und Behörden sowie Banken und Versicherungen. Nur bei vier Arbeitsfeldern hatten die männlichen und weiblichen Jugendlichen zum Teil deutlich unterschiedliche Einschätzungen: Die Burschen und Männer fanden einen Arbeitsplatz (für jene, die dazu geeignet seien) in einem Handwerksbetrieb (Männer: 36%, Frauen: 25%) oder in einem Industriebetrieb (Männer: 32%, Frauen: 21%) attraktiver als die Mädchen und Frauen, die wiederum den Pflegedienst und Gesundheitsbereich (Männer: 36%, Frauen: 54%) sowie den Tourismus und Gastronomiebereich

(Männer: 24%, Frauen: 33%) bevorzugten (JugendReferat des Landes OÖ, 2009, S. 13 u. Tab. 10).

1.3.4 BURSCHEN (UND MÄDCHEN) MIT QUALIFIKATIONSDEFIZITEN

Bildungs- und Berufsentscheidung nach der Schulpflicht: statistische Daten

Hier sollen jene Jugendlichen im Mittelpunkt stehen, die lediglich die Pflichtschule abgeschlossen haben. Sie haben durchgehend akuten Qualifikationsbedarf und gelten als besonders problematische Gruppe am Arbeitsmarkt. Eine Studie, die im Auftrag des AMS durchgeführt wurde, zählte 2008 knapp 150.000 15- bis 24-Jährige, die nach der Pflichtschule auf einen weiteren Bildungsabschluss verzichteten. Zu ihnen gehören nicht nur die etwa 25.000 sogenannten Direkteinsteiger/innen, also Burschen und Mädchen, die unmittelbar nach der neunten Schulstufe ohne weitere Bildungsaktivitäten zu arbeiten beginnen, sondern auch rund 98.000 Schul- und Lehrabbrecher/innen und rund 20.000 Jugendliche, die nie in den Arbeitsmarkt integriert oder im weiterführenden Ausbildungssystem aktiv waren (die so genannten Erwerbsfernen) (Gregoritsch, 2009). Auch wer bald nach der Pflichtschule oder dem Abbruch der Ausbildung einen Job findet, ist keinesfalls gut in den Arbeitsmarkt integriert. Diese jugendlichen Hilfsarbeiter/innen und angelernten Arbeitskräfte sehen sich häufigen Perioden von Arbeitslosigkeit, langfristig instabilen Beschäftigungskarrieren und überaus eingeschränkten Aufstiegsmöglichkeiten gegenüber.

Bei den sogenannten frühen Schulabgängern und -abgängerinnen, also jenen Jugendlichen, die ihre Bildungskarriere nach der Schulpflicht niemals fortgesetzt bzw. zu Ende geführt haben, lassen sich in Österreich nur sehr geringe³ geschlechtsspezifische Unterschiede zu Lasten der Burschen feststellen, ganz im Gegensatz zu fast allen anderen EU-Ländern⁴, in denen der Anteil der männlichen frühen Abgänger jenen der weiblichen zum Teil ganz beträchtlich überschreitet: zum Beispiel 2008 in Portugal um 13,3, in Spanien um 12,3, in Lettland um 9,5, aber auch im Bildungsvorzeigeland Finnland um 4,4 Prozentpunkte (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 23ff). Eine Prognose bis ins Jahr 2018 sagt voraus, dass die Anzahl der männlichen Jugendlichen mit akutem Qualifikationsbedarf ungefähr gleich bleiben wird, jene der weiblichen aber um rund 2.300 Mädchen geringer sein wird. Die Tendenz scheint also auch in Österreich dahin zu gehen, dass Burschen in Zukunft mehr von diesem Problemfeld betroffen sein werden (Gregoritsch, 2009).

³ Eine Studie des IHS aus dem November 2007 erhob für Burschen und junge Männer im Alter von 18 bis 24 Jahren leicht höhere jährliche Dropout-Raten (9,6%) als für Mädchen und junge Frauen (8,4%) (Steiner & Wagner, 2007, S. 5f).

⁴ Nur in Bulgarien und Rumänien war 2008 der Anteil der frühen Schulabgängerinnen höher als jener der männlichen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 23ff).

In besonders hohem Maß betroffen vom akuten Qualifikationsbedarf sind junge Männer und Frauen mit Migrationshintergrund. Rund ein Drittel der frühen Schulabgänger/innen hat eine andere als die österreichische Staatsbürgerschaft. 46,5 Prozent der Burschen (und 37,9 Prozent der Mädchen) mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft sind zur Gruppe der Niedrigqualifizierten zu zählen. Bei den Österreichern und Österreicherinnen gilt das für 9,9 Prozent der Burschen (und 11,1 Prozent der Mädchen) (Gregoritsch, 2009). Bei den Jugendlichen mit Migrationshintergrund sind also deutlichere geschlechtsspezifische Differenzen feststellbar, und zwar zu Ungunsten der Burschen. Die bessere Bildungs- und in Folge auch Arbeitsmarktintegration der Jugendlichen mit Migrationshintergrund wird als die vielleicht größte Herausforderung für die Politik in diesem Bereich angesehen (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 6). Dass es gewisse Fortschritte in diese Richtung gibt, lässt sich an der sogenannten zweiten Generation – also jenen Personen mit Migrationshintergrund, die in Österreich geboren sind – ablesen: Der Bildungsstand der Angehörigen der zweiten Generation (25- bis 64-jährige Bevölkerung) scheint sich jenem der Österreicher/innen ohne Migrationshintergrund anzunähern: Auffallend ist allerdings, dass gerade beim Pflichtschulabschluss ein großer Unterschied besteht, und zwar bei den Männern noch mehr als bei den Frauen: 8,3 Prozent Männern ohne Migrationshintergrund mit lediglich Pflichtschulabschluss standen 2009 16,8 Prozent männliche Angehörige der Zweiten Generation gegenüber (Erste Generation: 28,5%). Bei Lehrabschluss (und Berufsbildender Mittlerer Schule) ist eine noch größere Differenz feststellbar (siehe Tab. 2) (ÖIF, 2010a, S. 47).

Tabelle 2: Bildungsstand

Bildungsstand der 25- bis 64-jährigen Bevölkerung: Personen ohne Migrationshintergrund, Erste Generation, Zweite Generation.
Anteile in Prozent.

	ohne Migrationshintergrund			erste Generation von Migrantinnen			zweite Generation von Migrantinnen		
	Ges.	M	W	Ges.	M	W	Ges.	M	W
Pflichtschule	13,3	8,3	18,2	32,7	28,5	36,4	20,5	16,8	24,0
Lehre, BMS	59,1	64,6	53,5	32,8	39,7	26,6	51,3	55,4	47,2
AHS, BHS, Kolleg	13,9	14,0	13,9	16,6	14,0	18,9	14,7	14,3	15,1
Universität, FH, Akademien	13,7	13,0	14,4	17,9	17,8	18,1	13,5	13,5	13,6

Quelle: ÖIF, 2010a, S. 47.

Infobox: Niedrige Qualifikation, Migrationshintergrund und Arbeitslosigkeit

Titel der Erhebung: Arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und Arbeitsmarktintegration in Wien.

Einrichtung: Österreichischer Integrationsfonds.

Im Juni 2010 wurden in Wien 100 arbeitslose Jugendliche im Alter von 15 bis 25 Jahren mit türkischem Migrationshintergrund befragt. Das Verhältnis Männer zu Frauen betrug 50:50. Als Erhebungsinstrument diente ein standardisierter, muttersprachlicher Fragebogen.

Mehr als drei Viertel der befragten jungen Männer sind in Österreich geboren (Frauen: 58%), 59 Prozent der Männer (und der Frauen) haben die österreichische Staatsbürgerschaft. In Österreich beträgt die Arbeitslosenquote von Jugendlichen mit türkischer Staatsbürgerschaft 12,6 Prozent und liegt damit leicht über dem gesamtösterreichischen Durchschnitt von zehn Prozent (ÖIF, 2010b). 71 Prozent der Befragten leben länger als zehn Jahre in Wien, 17 Prozent zwischen fünf und zehn Jahren, weitere zehn Prozent kürzer. Dies gilt für Männer und Frauen gleichermaßen. Die Umgangssprachen zu Hause sind bei 92 Prozent Türkisch und bei 38 Prozent Deutsch, 30 Prozent verwenden im Alltag beide Sprachen. Dies lässt darauf schließen, dass ein Gutteil der Befragten Deutsch nur mangelhaft beherrscht (Potkanski & Isler, 2010, S. 17f.).

Ein Blick auf die höchste abgeschlossene Schulbildung bestätigt die Gefahren, die mit einem frühen Bildungsabgang verbunden sind: Immerhin 55 Prozent der arbeitslosen Jugendlichen haben lediglich die Pflichtschule besucht, 23 Prozent eine Lehre absolviert, 16 Prozent die Matura gemacht und fünf Prozent ein Universitätsstudium hinter sich. Die Männer haben im Schnitt eine höhere Ausbildung und etwas seltener nur die Pflichtschule abgeschlossen als die Frauen (Potkanski & Isler, 2010, S. 21).

15 Prozent haben keine Vorstellung davon, was sie in Zukunft machen wollen. Nahezu der Hälfte der jungen Männer (48%) ist es wichtiger, sich weiterzubilden als einen Job zu haben; von den Frauen war nur ein knappes Drittel dieser Ansicht (32%). Die geäußerten beruflichen Vorlieben folgen stark traditionellen Geschlechterbildern, wobei die Burschen Berufe bevorzugen, die mit einer intensiveren und längeren Ausbildung sowie einem höheren Bildungsniveau verbunden sind. Die drei „männlichen“ Spitzenreiter sind der Bildungsbereich (12 Nennungen von 77), die Automobilindustrie (10) sowie Hotel und Gastwirtschaft (10). Die „weiblichen“ Top-3 – streng genommen Top-5 – sind der kaufmännische Bereich (12 Nennungen von 65), das Mode- und Friseurgewerbe (11) und ex aequo an dritter Stelle das Kredit- und Versicherungswesen, das Bekleidungs- und Textilgewerbe sowie Hotel und Gastwirtschaft (je 6 Nennungen) (Potkanski & Isler, 2010, S. 26, 36 und 27ff).

Über ihre beruflichen Möglichkeiten ließen sich die Männer am häufigsten in der Schule (19 Nennungen von 63) informieren, an zweiter und dritter Stelle liegen Eltern und Familie (13) sowie Bekannte (13). Bei den Frauen nehmen Eltern und Familie den Spitzenplatz ein (16 Nen-

nungen von 46), gefolgt von der Schule (9) und den Bekannten, dem AMS und eigenen Recherchen (jeweils 6). Neben den persönlichen Kontakten spielt also die Schule bei der Berufsorientierung eine tragende Rolle. Umso bedenklicher stimmt es, dass 42 Prozent der befragten Burschen und 46 Prozent der Mädchen angaben, in der Schulzeit nicht ausreichend über die Berufsmöglichkeiten informiert worden zu sein (Potkanski & Isler, 2010, S. 29ff).

Die von den Befragten genannten Hindernisse auf dem Weg zu einem stabilen Job machen deutlich, dass die jungen Männer weniger selbstkritisch sind und sich aufgrund ihrer Kultur stärker diskriminiert fühlen (Potkanski & Isler, 2010, S. 39f.).

Die individuellen und gesellschaftlichen Folgen des Verzichts auf Weiterbildung

Die Gründe dafür, mit der Schule aufzuhören, sind vielfältig, etwa fehlende Erfolgserlebnisse beim Lernen und bei den Noten, kein Interesse an den Inhalten, der Wunsch, Geld zu verdienen und so unabhängig und damit gleichsam erwachsen zu werden. Dies mag kurzfristig reizvoll erscheinen, auf lange Sicht geht der Schuss jedoch nach hinten los, denn die Ausbildung bestimmt in hohem Maße die Chancen am Arbeitsmarkt und damit auch den zukünftigen Lebensstandard. Schon im Alter von 30 Jahren spüren Pflichtschulabgänger/innen deutlich negative Einkommenseffekte gegenüber ihren höher qualifizierten Jahrgangskollegen und -kolleginnen. Im Jahr 2008 betrug das Jahresbeschäftigungseinkommen (Median) der 30-jährigen männlichen Pflichtschulabgänger (mit österreichischer Staatsbürgerschaft) im Schnitt 23.900 Euro, jenes der Absolventen einer Lehre oder mittleren Schule 30.200 Euro, jenes von Maturanten 36.000 Euro und jenes von Akademikern 36.900 Euro. Die Einkommensunterschiede zwischen Männern und Frauen nehmen ab, je höher das erreichte Ausbildungsniveau ist. Pflichtschulabgänger verdienen nahezu doppelt so viel doppelt wie Frauen desselben Ausbildungsniveaus (um rund 92,74% mehr), Lehr- und BMS-Absolventen um rund drei Viertel mehr (74,57%), Maturanten um knapp sechzig Prozent (59,30%) und Akademiker um fast vierzig Prozent mehr (38,72%) (Synthesis, 2009, S. 3ff). Auch von Arbeitslosigkeit sind niedrig qualifizierte besonders häufig betroffen: Die Arbeitslosenquote der männlichen Pflichtschulabgänger betrug 2010 im Jahresdurchschnitt 10,2 Prozent (Frauen: 7,7%), jene der Absolventen einer Lehre 3,5 Prozent (Frauen: 3,8%), einer mittleren Schule 3,6 Prozent (Frauen: 3,3%), einer höheren Schule 5,1 Prozent (Frauen: 3,8%) und jene der Akademiker 2,5 Prozent (Frauen: 2,8%) (Statistik Austria, 2011, S. 55). Zu den wichtigsten Faktoren, die in Armutsgefährdung oder manifeste Armut (siehe Kap. 2.2) führen, gehört ein niedriger Bildungsabschluss: Die Armutsgefährdungsquote von Pflichtschulabgängern und -abgängerinnen liegt bei 22 Prozent⁵ (Durchschnitt Österreich: 12%), der Anteil der manifest Armen erreicht elf Prozent (Durchschnitt Österreich: 6%) (BMASK, 2009, S. 33 u. 37).

⁵ Die Armutsgefährdungsquote bzw. der Anteil der manifest Armen betragen bei Absolventen einer Lehre oder mittleren Schule neun bzw. vier Prozent, bei Maturanten acht bzw. vier Prozent und bei Akademiker/innen sechs bzw. drei Prozent. (BMASK, 2009, S. 33 u. 37).

Den Burschen und Mädchen, die im Rahmen der Oberösterreichischen Jugendstudie 2009 befragt wurden, ist mehrheitlich bewusst, dass ein höherer Bildungsabschluss günstig für die Arbeitssuche ist, wobei die Burschen den Nutzen tendenziell etwas geringer einschätzen als die Mädchen. Auf die Frage „Bitte sagen Sie mir, welche von diesen Schulabschlüssen Ihrer Ansicht nach besonders günstig für die Jobsuche sind“ antworteten 65 Prozent der Burschen „Matura“ (Mädchen: 70%), 60 Prozent „Lehre“ (Mädchen: 60%), 54 Prozent „Studium“ (Mädchen: 59%), 24 Prozent „mittlere Schule“ (Mädchen: 29%), aber immerhin auch fünf Prozent „keine Ausbildung“ (Mädchen: 4%). Auffallend ist das hohe Vertrauen in die Matura und das vergleichsweise geringe in einen Universitätsabschluss; speziell die Burschen schätzen die Jobchancen von Akademikern und Akademikerinnen schlechter ein als jene von Lehrlingen sowie Maturanten und Maturantinnen, was der tatsächlichen Situation keineswegs entspricht (JugendReferat des Landes OÖ, 2009, S. 12 u. Tab. 9).

Neben den individuell nachhaltigen Folgen eines frühzeitigen Ausscheidens aus dem Bildungssystem lassen sich auch negative Aspekte ausmachen, die gesamtgesellschaftlich wirksam werden. Das nicht genutzte Potential der Jugendlichen, die nicht erworbenen Qualifikationen zum Beispiel, wird in Zukunft fehlen. Eine von Arbeitslosigkeit, Armut und mangelhafter Teilhabe am gesellschaftlichen Leben ständig bedrohte Bevölkerungsgruppe kommt dem Staat teuer. Vor diesem Hintergrund sind die seit Jahren vorgetragenen Forderungen der Bildungs- und Arbeitsmarktexperten und -expertinnen nach einem Ausbau und einer Qualitätssteigerung der Berufs- und Bildungsberatung zu verstehen. Die Wünsche betreffen speziell die Schulen, denen es zukommt, die Kinder schon früh zur Arbeitswelt hinzuführen, Einblicke in reale Berufssituationen zu gewähren, indem etwa Schnupperpraktika angeboten werden, und den Schülern und Schülerinnen informierend und beratend zur Seite zu stehen, wobei eine verpflichtende Teilnahme an den Beratungs- und Orientierungsangeboten für sinnvoll erachtet wird. Besondere Bedeutung hat die schulische Berufs- und Bildungsinformation für Schüler/innen mit Migrationshintergrund bzw. deren Eltern. Tendenziell wird das vergleichsweise niedrige Bildungsniveau der Eltern mit Migrationshintergrund tradiert. Die Migranten und Migrantinnen beeinflussen die Entscheidungen ihrer Kinder nachhaltig (siehe oben), wissen aber häufig nur wenig über das österreichische Bildungssystem, haben geringe Kontakte zu Institutionen und Unternehmen und sind durch die häufig mangelhaften Sprachkenntnisse in ihren Möglichkeiten eingeschränkt, die notwendigen Informationen einzuholen. Die weiter oben beschriebene Studie über Wiener arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund macht deutlich, wie wichtig eine Information der Eltern und der Jugendlichen in der Schule wäre (insbesondere für Burschen, die sich mehrheitlich in der Schule über die Berufsmöglichkeiten informieren) – und dass es hier Defizite gibt.

Den Lehrer/innen jedoch scheinen diese Defizite in ihrem vollen Ausmaß nicht bewusst zu sein: Bei einer Befragung von Lehrkräften im Jahr 2010 meinten 86 Prozent, dass in ihrer Schule

„Migranteneltern über die möglichen Bildungswege ihrer Kinder“ gut⁶ informiert würden. Zwar liegt die Vergleichszahl für Eltern von Schülern und Schülerinnen ohne Migrationshintergrund mit 93 Prozent⁷ deutlich höher, trotzdem scheinen die Lehrer/innen die Informationsweitergabe an Eltern mit Migrationshintergrund zu positiv einzuschätzen. Die befragten Lehrkräfte meinten außerdem zu 54 Prozent⁸, dass es oft schwierig sei, „den Migranteneltern das österreichische Schulsystem zu erklären“. Bestätigt wird, dass die Eltern mit Migrationshintergrund wenig über das Schulsystem wissen: 68 Prozent⁹ der Befragten gehen davon aus, dass die „Migranteneltern oft wenig konkrete Vorstellungen über die beruflichen Möglichkeiten haben“, bei Eltern ohne Migrationshintergrund treffe das nur auf 23 Prozent¹⁰ zu. Schließlich meinen 53 Prozent¹¹ der Lehrkräfte, dass „viele Migranteneltern (...) keinen Wert darauf [legen], dass ihre Kinder einen höheren Bildungsweg absolvieren“, über die Eltern von Schüler/innen ohne Migrationshintergrund dachten nur 16 Prozent¹² so. Mehrheitlich wird also die Schuld für die höhere Bildungsverweigerung der Jugendlichen mit Migrationshintergrund eher bei deren Eltern als bei der Schule gesehen, eine Meinung, die von Bildungs- und Arbeitsmarktexperten und -expertinnen so nicht geteilt wird (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES). Eine von mehreren Teilstudien über die Lebensrealitäten von Jugendlichen mit muslimischem Migrationshintergrund kommt zu ähnlichen Ergebnissen wie die Befragung der Lehrkräfte: Lehrer/innen sowie Schuldirektoren und -direktorinnen äußerten die Befürchtung, dass sich Eltern mit muslimischem Migrationshintergrund nicht ausreichend um die Schullaufbahn ihrer Kinder kümmerten. Für die befragten Eltern ist aber die Ausbildung der Kinder das Allerwichtigste. Dass sie trotzdem wenig Kontakt mit den Schulen hätten, liege häufig daran, dass sie fürchteten, sich dort nicht gut genug ausdrücken zu können. Außerdem gingen insbesondere türkische Migranten und Migrantinnen nicht gerne zu Ämtern und „verwandten“ Einrichtungen und billigten Lehrern und Lehrerinnen so hohe Autorität und Fachkompetenz zu, dass sie deren Urteil nicht in Zweifel zögen (Schlafler, 2009, S. 30).

Nach der Pflichtschule den richtigen Bildungsweg eingeschlagen zu haben, bedeutet heutzutage nicht mehr, dass man den Rest des Lebens in einem einzigen Beruf tätig sein wird. Und wenn man sich in der Wahl der Weiterbildung geirrt hat, folgt daraus auch keine langfristige Bindung. Man kann und muss immer wieder auch etwas dazulernen, aber dies ist leichter, wenn man einen längeren Bildungsweg hinter sich gebracht hat (Härtel, 2008, S. 354f.).

⁶ trifft voll zu: 50%, trifft eher zu: 36% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

⁷ trifft voll zu: 65%, trifft eher zu: 28% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

⁸ trifft voll zu: 11%, trifft eher zu: 43% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

⁹ trifft voll zu: 14%, trifft eher zu: 54% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

¹⁰ trifft voll zu: 2%, trifft eher zu: 21% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

¹¹ trifft voll zu: 10%, trifft eher zu: 43% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

¹² trifft voll zu: 3%, trifft eher zu: 13% (Befragung von LehrerInnen, 2010, IFES).

Infobox: Wege in den Arbeitsmarkt und in die Arbeitslosigkeit

Titel: Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2007–2015. Monitoring und Prognosen

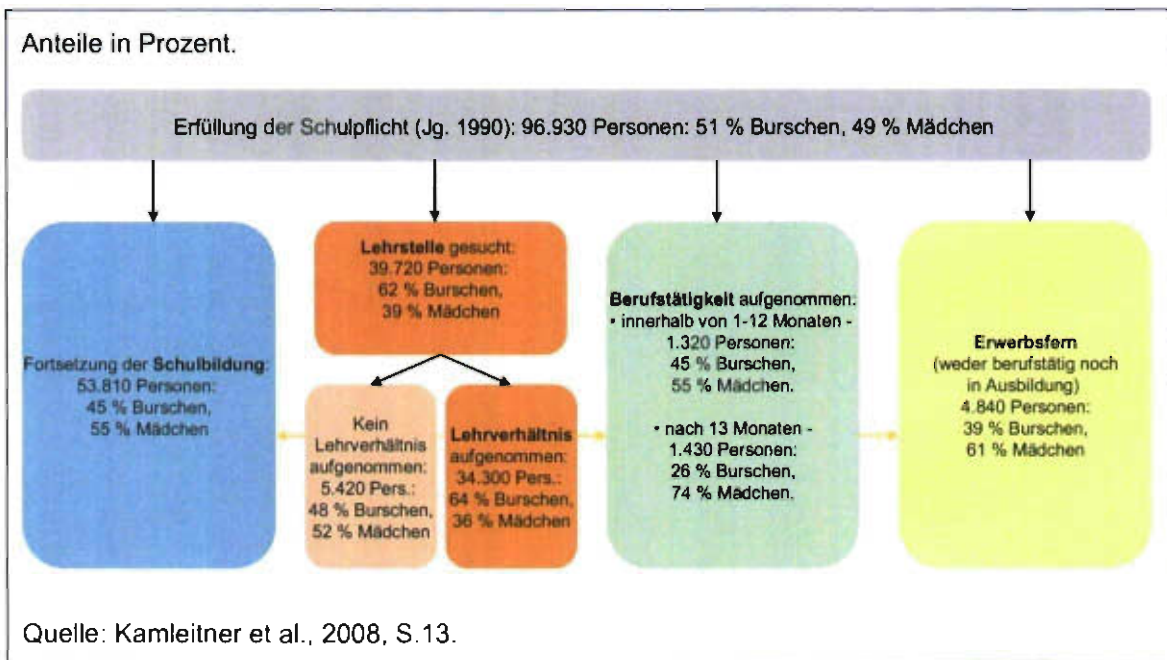
Einrichtung: Synthesis Forschung (im Auftrag des AMS)

Die Längsschnittanalysen der Geburtsjahrgänge 1983, 1987 und 1990 erlauben es, den Ausbildungsverlauf und zumindest die ersten Berufsjahre nachzuverfolgen. Untersucht wurden Bildungs- bzw. Erwerbsweg bzw. -status zum Stichjahr 2007, in dem die Personen der untersuchten Jahrgänge das 17., das 20. bzw. das 24. Lebensjahr vollendet hatten. Die Datenbasis bilden Versicherungsdaten über mitversicherte Familienangehörige – die Jugendlichen sind meist bei ihren Eltern mitversichert –, die anhand der Daten des Mikrozensus justiert wurden.

Um die möglichen Bildungs- und Berufswege nach Beendigung der Schulpflicht nachzuverfolgen, seien als erstes die 96.930 Österreicher/innen des Geburtsjahrgangs 1990 herangezogen. Das Verhältnis Burschen zu Mädchen betrug in diesem Jahrgang 51 zu 49 Prozent.

- **Weiterführende (Schul-) Bildung:** Mehr als die Hälfte (55,5%) setzte die Schule fort – die Burschen (49,0%) deutlich seltener als die Mädchen (62,3%).
- **Lehre:** 41 Prozent machten sich auf die Suche nach einer Lehrstelle, wesentlich mehr Burschen (49,8%) als Mädchen (31,8%). 13,6 Prozent der Suchenden konnten keine Lehrstellen finden – 48 Prozent davon Burschen – und versuchten daraufhin entweder in den Arbeitsmarkt einzusteigen oder sie nahmen eine andere Ausbildung in Angriff. 34.300 Jugendliche begannen also eine Lehre, das entspricht 44,4 Prozent der Burschen und 26,0 Prozent der Mädchen dieses Jahrgangs.
- **Erwerbstätigkeit:** Im Jahr nach Absolvierung der Schulpflicht begannen 1.320 Personen ohne weitere Ausbildung zu arbeiten: 1,2 Prozent der Burschen und 1,5 Prozent der Mädchen. Nach 13 Monaten hatten dann 1.430 Jugendliche einen Job: 0,8 Prozent der Burschen und 2,2 Prozent der Mädchen.
- **Erwerbsferne:** Ein wenig höher sind die Anteile jener, die 2007 weder in Ausbildung noch im Arbeitsmarkt waren: 3,8 Prozent der Burschen und 6,2 Prozent der Mädchen (Kamleitner et al., 2008, S. 13).

Grafik 1: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 17. Lebensjahr vollendet haben.



Am Beispiel des Jahrgangs 1990 konnte die Situation zwei Jahre nach Absolvierung der Schulpflicht dargestellt werden – die meisten 17-Jährigen gingen noch in die Schule, sei es in eine mittlere oder höhere, sei es in die Berufsschule. Der Jahrgang 1983 hatte 2007 bereits das 24. Lebensjahr beendet, außer Studierende¹³ oder Personen, die Bildung „nachholten“, sollte die Mehrheit den Sprung in den Arbeitsmarkt also schon geschafft haben. Für den Jahrgang 1983 wurden die Bildungswege und ersten Berufsschritte von 99.800 Österreichern und Österreicherinnen untersucht. Das Verhältnis Männer zu Frauen war in diesem Jahrgang ausgeglichen.

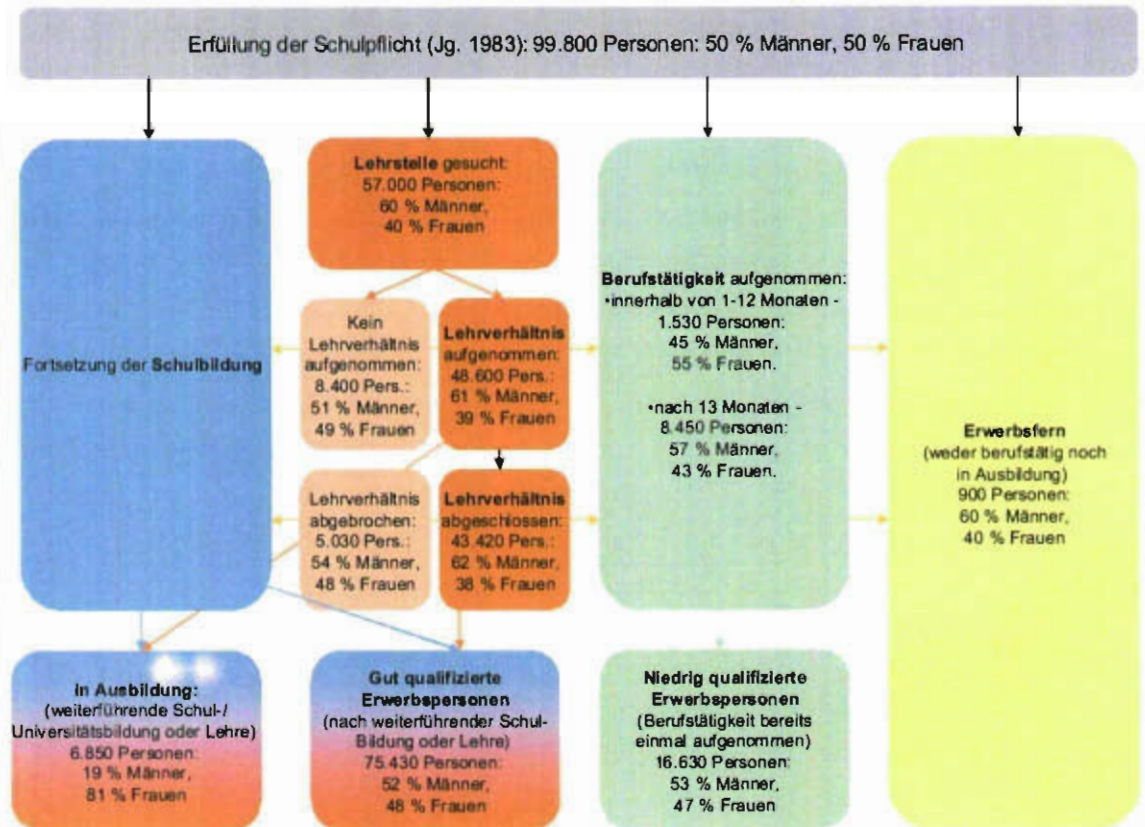
- **Weiterführende (Schul- und Universitäts-) Bildung:** Auch so viele Jahre nach Beendigung der Schulpflicht besuchten noch immer deutlich mehr Frauen als Männer eine Schule, eine Universität oder eine andere höhere Bildungseinrichtung, die Anteile der Personen in Ausbildung liegen jedoch mittlerweile insbesondere bei den Männern mit 2,4 Prozent des Jahrgangs sehr niedrig (Frauen: 11,0%).

¹³ Durchschnittliche Studiendauer im Studien Jahr 2007/2008 in Semestern (Median): Bachelorstudien: 7,6; Lehramtsstudien: 12,1; Diplomstudien ohne LA: 12,3; Masterstudien: 4,0; anschließende Doktoratsstudien: 6,6 (Statistik Austria, 2010c, S. 273).

- **Lehre:** Von den 49.900 Burschen des Geburtsjahrgangs begannen weit mehr als die Hälfte eine Lehre (59,4%), etwa jeder Zehnte (9,2%) brach sie ab. 26.920 junge Männer, das sind 53,9 Prozent des Jahrgangs, konnten also eine abgeschlossene Lehre vorweisen. Von den ebenfalls 49.900 Mädchen starteten 38,0 Prozent eine Lehre. Von diesen Lehrlingen brachen 12,2 Prozent die Ausbildung ab. Das ergibt 16.500 junge Frauen mit Lehrabschluss, ihr Anteil an allen Frauen des Geburtsjahrgangs erreicht damit ein Drittel. Der Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Lehranfängern und -anfängerinnen bzw. Absolventen und Absolventinnen beträgt also jeweils rund 20 Prozentpunkte zugunsten der Männer. 160 Männer und Frauen hatten ihre Lehre zum Stichjahr 2007 noch nicht abgeschlossen.
- **gut qualifizierte Erwerbspersonen:** Mehr als drei Viertel der Männer (78,6%) waren nach einer Lehre oder einer weiterführenden schulischen Ausbildung in den Arbeitsmarkt integriert (Frauen: 72,6%).
- **niedrig qualifizierte Erwerbspersonen:** 17,7 Prozent der Männer waren schon mindestens einmal auf Basis der Pflichtschulbildung berufstätig (Frauen: 15,7%), ihre Arbeitsmarktintegration stand jedoch auf wackligen Beinen (siehe unten).
- **Erwerbsferne:** 1,1 Prozent der Männer haben weder jemals gearbeitet noch sich weitergebildet (Frauen: 0,7%) (Kamleitner et al., 2008, S. 15).

Grafik 2: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 24. Lebensjahr vollendet haben.

Anteile in Prozent.



Quelle: Kamleitner et al., 2008, S.15.

Ein genauer Blick auf jene 16.630 **niedrig Qualifizierten**, die direkt nach der Pflichtschule oder nach einem Ausbildungsabbruch in den Arbeitsmarkt eingestiegen sind und zumindest einmal gearbeitet haben, zeigt, in welchem Ausmaß ihre Arbeitsmarktintegration tatsächlich auf wackeligen Beinen stand. Zwei Drittel der 24-jährigen Männer (Frauen: 58,6%) waren im Jahr 2007 berufstätig; 91,2 Prozent von ihnen hatten ein Standardbeschäftigungsverhältnis, 5,5 Prozent eine geringfügige Beschäftigung und 3,3 Prozent waren selbstständig tätig. Die Frauen arbeiteten etwas seltener in einer Standardbeschäftigung bzw. selbstständig und öfter geringfügig¹⁴. 18,3 Prozent der Männer (Frauen: 16,3%) waren arbeitslos und standen mit dem AMS in Kontakt, 15,9 Prozent (Frauen: 23,7%) waren am österreichischen Arbeitsmarkt nicht aktiv und nicht beim AMS gemeldet. Dies bestätigt die vergleichsweise schlechte Arbeitsmarktintegration

¹⁴ Für die Frauen lauten die Vergleichszahlen 88,8 Prozent, 9,5 Prozent und 1,7 Prozent.

der frühen Schulabgänger/innen, die für die Frauen allerdings noch deutlich niedriger lag: Nur knapp mehr als die Hälfte waren in den Arbeitsmarkt integriert (Kamleitner et al., 2008, S. 19).

1.3.5 DIE LEHRE – EIN „MÄNNLICHER“ WEG INS BERUFSLEBEN

Ein Blick auf die letzten vier Jahrzehnte zeigt, dass es im Jahr 1980 mit mehr als 194.000 Lehrlingen einen Höhepunkt gab: Ab dann gingen die Lehrlingszahlen bis 2004 zurück. Dann folgte wieder ein leichter Anstieg, unterstützt wurde diese Trendwende durch arbeitsmarkt- und bildungspolitische Maßnahmen wie etwa eine Neuregelung des Fördersystems. Zum 31.12. 2009 zählte man 131.676 Lehrlinge: 86.864 Burschen und 44.812 Mädchen. 2009 hatte es allerdings in Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise wieder weniger betriebliche Lehrstellen gegeben als im Jahr davor. Die sogenannte überbetriebliche Lehrausbildung des AMS¹⁵, die jenen Jugendlichen, die keinen regulären Ausbildungsplatz gefunden haben, eine Lehrstelle bietet, sprang ein, sodass die Anzahl der Lehrlinge nicht rückläufig war. Seit 15 Jahren zeigen die Jugendlichen ein konstantes Interesse an einer Lehre: Jeweils rund 40 Prozent beginnen eine solche. Schwankungen in den absoluten Lehrlingszahlen von Jahr zu Jahr sind in erster Linie davon abhängig, wie viele 15-Jährige es im betreffenden Jahr gibt, also von demographischen Effekten. Bis zum Jahr 2015 wird es deutlich weniger 15-Jährige geben, deshalb ist ein Rückgang der Lehrlingszahlen zu erwarten (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 35f., 10 und 46ff; WKO, 2010a).

Rund 15 Prozent der Unternehmen in Österreich sind Lehrbetriebe (Gregoritsch, 2010). Seit 1996 gibt es meist mehr Lehrstellensuchende als offene Stellen, wobei weder alle Suchenden noch alle Lehrstellen gemeldet werden (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 43). Dies ist aber nur eine Seite der Medaille, auf der anderen Seite haben mehr als die Hälfte der Lehrbetriebe Schwierigkeiten, geeignete Lehrlinge zu finden, bei Kleinbetrieben mit ein bis neun Beschäftigten gilt das sogar für 70 Prozent. Als Folge davon können 15 Prozent der Betriebe nicht alle offenen Lehrstellen besetzen.¹⁶ Die Kenntnisse, die die Bewerber/innen aus der Schule mitbringen (insbesondere die mathematischen), werden von den Unternehmen als mangelhaft beschrieben. Kritisiert wird außerdem, dass die Burschen und Mädchen zu wenig Interesse für den Beruf mitbrächten, nicht selbstständig arbeiten könnten und es an Genauigkeit und Sorgfalt fehlen ließen. Ein gutes Beispiel gibt der Erfahrungsbericht eines Maler- und Anstreicherbetriebes in Wien, und zwar für einen typisch männlichen Lehrberuf: „Der Betrieb hatte für seine offene

¹⁵ §§ 8b/30b Berufsausbildungsgesetz (BAG).

¹⁶ Die Daten beruhen auf einer Studie des Instituts für Bildungsforschung der Wirtschaft (ibw) und des Österreichischen Instituts für Berufsbildungsforschung (öibf) (im Auftrag des AMS) zitiert nach Freundlinger, 2008, S. 370f.; Dornmayr, H, Wieser, R. & Henkel, S. (2007). Einstiegsqualifikationen von Lehrstellensuchenden. Endbericht. Wien: ibw & öibf.

Lehrstelle gerade zwei Bewerber. Beide waren nicht in der Lage, die Verarbeitungshinweise für eine Farbe zu lesen und nachher wiederzugeben, was sie gelesen hatten. Darüber hinaus haben sie kein eigentliches Interesse am Lehrberuf gezeigt. Die Lehrstelle wurde nicht besetzt“ (Freundlinger, 2008, S. 370ff). Zu den Leseschwächen der österreichischen Schüler/innen siehe auch die Ergebnisse der PISA-Studie in Kap. 1.2.

Rund zwei Drittel der Lehrlinge sind männlich, und zwar konstant über die letzten 30 Jahre hinweg. Dass sich deutlich mehr Burschen als Mädchen für eine Lehre entscheiden, hängt auch damit zusammen, dass das Angebot an Lehrberufen für Mädchen kleiner und weniger attraktiv ist. Rund 250 Lehrberufe stehen zur Wahl, die Palette passt sich ständig an die Entwicklungen in der Wirtschaft an (Gregoritsch, 2010). Die Lehrlingsausbildung ist stark in Gewerbe und Handwerk bzw. Industrie verankert, in Beschäftigungsfeldern also, die von Männern bevorzugt werden (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 51). Dass so wenige als frauentypisch empfundene Beschäftigungen unter den Lehrberufen zu finden sind, führt dazu, dass sich ein Großteil der Mädchen für sehr wenige Berufe entscheidet, während die Burschen sich vergleichsweise gleichmäßig auf die angebotenen Tätigkeitsfelder verteilen: Bei den jungen Männern nach wie vor am beliebtesten ist Kraftfahrzeugtechnik (9,2%), gefolgt von Installations- und Gebäudetechnik (5,9%) und Elektroinstallationstechnik (5,4%). Rund 20 Prozent der männlichen Lehrlinge sind in diesen drei Lehrberufen zu finden, knapp die Hälfte in den zehn beliebtesten. Bei den Mädchen hingegen lernt ein knappes Viertel für ein und dieselbe Sparte, den Einzelhandel (mit verschiedenen Schwerpunkten). Knapp die Hälfte hat sich für die drei beliebtesten Lehrberufe entschieden – auf den Einzelhandel folgen Bürokauffrau (12,2%) sowie Friseurin, Perückenmache-rin und Stylistin (11,6%), über zwei Drittel für die zehn häufigsten Berufe (WKO, 2010b). Der Rückgang der betrieblichen Lehrstellen in Folge der Wirtschafts- und Finanzkrise betraf insbesondere den Bereich „Herstellung von Waren“ (-25%) und damit einen männertypischen Bereich, wohingegen eine frauentypische Branche sogar zulegen konnte und voraussichtlich in den nächsten fünf Jahren weiter expandieren wird, das Gesundheits- und Sozialwesen (Gregoritsch, 2010).

In keiner anderen Schulform der Sekundarstufe II ist der Anteil der Schüler/innen mit nicht-deutscher Umgangssprache so gering wie in der Berufsschule. Er beträgt gerade einmal 8,2 Prozent und liegt damit niedriger als in den Berufsbildenden Höheren Schulen (11,0%), der AHS-Oberstufe (12,1 Prozent) und den Berufsbildenden Mittleren Schulen (17,0%). Insgesamt bedienen sich 16,9 Prozent der Schüler/innen in Österreich einer anderen Umgangssprache als Deutsch. Zieht man die Staatsbürgerschaft als Unterscheidungskriterium heran, kann man nach Burschen und Mädchen differenzieren, erfasst allerdings die österreichischen Staatsbürger/innen mit Migrationshintergrund nicht. Bei den ausländischen Staatsbürgern und -bürgerinnen schneidet die Berufsschule im Vergleich zu den anderen Schultypen der Sekundarstufe II nicht ganz so schlecht ab wie bei den Jugendlichen mit nicht-deutscher Umgangssprache: 6,4% der Berufs- und der AHS-Schüler/innen, 5,3 Prozent der BHS-Schüler/innen und 8,6 Prozent der BMS-Schüler/innen sind Nicht-Österreicher/innen. Bundesweit macht der Anteil der Schü-

ler/innen ohne österreichische Staatsbürgerschaft 9,4 Prozent aus (Burschen: 9,3%, Mädchen: 9,4%). Bei allen hier betrachteten Schultypen ist der Anteil der ausländischen Burschen an den Schülern geringer als jener der ausländischen Mädchen an den Schülerinnen, sogar in der Berufsschule: 6,4 Prozent der Berufsschüler haben keine österreichische Staatsbürgerschaft, bei den Berufsschülerinnen gilt dies für 6,6 Prozent der Mädchen. Trotzdem ist auch unter den Jugendlichen ohne österreichische Staatsbürgerschaft die Lehre ein männlicher Ausbildungsweg: Knapp zwei Drittel der nicht-österreichischen Berufsschüler/innen sind männlich (Statistik Austria, 2010c, S. 150 u. 153). Als Gründe dafür, dass so wenige Jugendliche mit Migrationshintergrund den Weg in die duale Ausbildung finden, werden Informationsdefizite der Jugendlichen und ihrer Eltern genannt, Ängste der Lehrbetriebe hinsichtlich eventueller kultureller Unterschiede oder der bürokratischen Erfordernisse, wenn die Lehrlinge eine ausländische Staatsbürgerschaft haben, die Bildungsferne der Herkunftsfamilien sowie unzureichende Berufsorientierung und Bildungsberatung. Mangelhafte Deutschkenntnisse sind übrigens bei Weitem nicht so bedeutend, wie man angesichts der integrationspolitischen Diskussionen meinen könnte (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 56f.). In einer repräsentativen Umfrage unter 301 Wiener Lehrbetrieben im Dezember 2009 zeigten sich nur knapp mehr als ein Viertel der Befragten mit den Deutschkenntnissen der Lehrlinge unzufrieden. Andere Punkte gaben deutlich mehr Anlass zu Kritik, wie etwa die mangelhaften Mathematik- und Englischkenntnisse (57 bzw. 43%) oder die schulischen Leistungen insgesamt (44%) (Dornmayr & Wieser, 2010, S.61 ff).

Das bereits erwähnte Auffangnetz der überbetrieblichen Lehrlingsausbildung nehmen die Burschen unabhängig von der Staatsbürgerschaft im Vergleich zu den Mädchen weniger häufig in Anspruch. Während der Anteil der jungen Männer an allen Lehrlingen rund zwei Drittel beträgt, liegt er unter jenen, die eine überbetriebliche Lehrstelle innehaben, seit 2005 zwischen 54,3 und 58,6 Prozent (Gregoritsch, 2010). Wie die Mädchen profitieren auch die Jugendlichen mit Migrationshintergrund überproportional von der überbetrieblichen Lehrausbildung, ihr Anteil beläuft sich auf 17,3 Prozent (gegenüber 7,0% an allen Lehrlingen) (Dornmayr & Wieser, 2010, S. 78).

Der Beginn des eigentlichen Berufswegs nach der Lehre ist von der Suche nach dem richtigen Arbeitsplatz geprägt. Der Job wird häufig gewechselt, und zwischendurch gibt es immer wieder Phasen der Sucharbeitslosigkeit. Mit der Zeit können sich zumindest die jungen Männer aber gut in den Arbeitsmarkt integrieren. Eine Längsschnittuntersuchung der Lehrlinge des Geburtsjahrgangs 1980 zeigt: Im fünften Jahr nach dem Lehrabschluss sind rund zwei Drittel der Männer das ganze Jahr hindurch vollzeitbeschäftigt. Den jungen Frauen gelingt die Arbeitsmarktintegration nicht so gut, sie erreicht nicht die 50-Prozentmarke; tendenziell ist hier ein Rückgang zu verzeichnen (Synthesis, 2007, S. 4).

1.3.6 BURSCHEN- UND FRAUENTYPISCHE BERUFE AM BEISPIEL KINDERGARTEN- UND HORTPÄDAGOGE

Man weiß nur wenig darüber, wie bei Burschen geschlechtstypische bzw. -untypische Ausbildungs- und Berufsentscheidungen ablaufen. Die Integration von Mädchen in Männerberufe ist schon länger ein Thema von breitem Interesse als jene der Burschen in Frauenberufe, deshalb ist die Berufswahl von Mädchen besser erforscht (Koch, 2010, S. 1). Die Versuche, Männer für Frauenberufe zu interessieren, sind in Österreich neu und noch wenig entwickelt (siehe Boys' Day; Kap. 2.3). Klar ist, dass sie schon bei der Entscheidung für eine Ausbildung und bei der Ausbildung selbst – und damit bei den Buben und Burschen – ansetzen müssen. Dem trug ein Forschungsprojekt Rechnung, das sich mit männlichen Kindergartenpädagogen befasste, indem es Schüler und Schülerinnen über ihre Haltung zu Männern im Kindergarten befragte. Die Ergebnisse dieses Teils der Forschungsarbeit werden hier vorgestellt, alle anderen in Kapitel 2.3, das sich mit Männern in frauentypischen Berufen befasst.

Infobox: Was Burschen über Kindergärtner und Horterzieher denken

Titel des Forschungsprojekts: elementar. Männer in der pädagogischen Arbeit mit Kindern.

Projektleitung: Univ.-Prof. Dr. J. C. Aigner (Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Universität Innsbruck)

478 Schüler/innen aus Hauptschulen und Gymnasien in Wien und Tirol wurden vor ihrer Berufswahlentscheidung darüber befragt, wie sie über Männer im Kindergarten denken. Auch Schüler/innen der AHS-Oberstufe wurden mit einbezogen, da es Überlegungen gibt, die Ausbildung der Kindergartenpädagogen und -pädagoginnen auf Hochschulniveau zu heben. An der Erhebung nahmen etwa genauso viele Burschen wie Mädchen teil, und es wurden sowohl städtische als auch ländliche Gebiete berücksichtigt.

Kindergärten seien von außen gut zu erkennen, an den Fenstern klebten häufig nette, fröhliche, bunte Bilder, die unter anderem auch signalisierten, dass Kindergärten traditionell weibliche Räume seien, meinte Bernhard Koch, Mitarbeiter des Projekts elementar, in einem Vortrag auf einer Fachtagung im Sommer 2010. Burschen würden sich von einer solchen Arbeitsumgebung wenig angezogen fühlen. Hinzu komme, dass es kaum männliche Kindergartenpädagogen gebe, die als Vorbilder dienen könnten (Koch, 2010a, S. 2). Im Interview ergänzte er, dass außerdem im Rahmen der Berufsorientierung in der Pflichtschule den Burschen zu wenig Informationen über die Möglichkeit geliefert würden, als Mann in einem frauentypischen Beruf zu arbeiten.

Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, dass ein Bursche überhaupt auf die Idee kommt, Kindergartenpädagoge zu werden. Und selbst wenn, stehen der tatsächlichen Entscheidung für diesen Frauenberuf bei einem Teil der Burschen noch erhebliche Vorbehalte, Befürchtungen und Vorurteile gegenüber. Über ein Drittel der befragten Schüler denkt, dass Kinderbetreuer keine „richtigen“ Männer seien, und 28 Prozent, dass sie eine Gefahr für die Kinder darstellen könnten. In welche Richtung die „Gefahr“ vermutet und phantasiert wird, machen die Wortmeldun-

gen von fünf 14-jährigen Hauptschülern deutlich: Ein Kindergärtner könnte Kinder vergewaltigen oder er könnte schwul sein. Dieselben Buben meinten aber auch, dass Kinder nicht ausschließlich mit Frauen aufwachsen sollten. Immer wieder zeigen die befragten Burschen solche ambivalenten Haltungen, was auf Unsicherheit und wenig konkrete Erfahrung schließen lässt. Zwischen Schülern von Hauptschulen und Gymnasien lassen sich keine Unterschiede in der ablehnenden Haltung feststellen, sehr wohl aber zwischen jenen aus Tirol und aus Wien: In der Bundeshauptstadt zeigten die Burschen weniger Bedenken (Koch, 2010a, S. 5).

Zwar äußerten die befragten Buben deutlich weniger Interesse als die Mädchen daran, im Pflege- und Gesundheitswesen (Burschen 19%, Mädchen: 48%) oder im Bildungs- und Erziehungsbereich (Burschen 27%, Mädchen: 53%) zu arbeiten, aber es fällt auf, dass sie auf einer prinzipiellen Ebene deutlich öfter interessiert sind, als sie tatsächlich eine Ausbildung in diese Richtung beginnen (siehe Kap. 2.3). (Koch, 2010, S. 6)

Knapp ein Viertel der Burschen (24%) kann sich grundsätzlich vorstellen, in einem Kindergarten oder Hort zu arbeiten, sieben Prozent sind sich darüber sogar sicher. Das gilt für Gymnasiasten (28%) weitaus häufiger als für Hauptschüler (17%). Interesse an einem Praktikum zeigen 14 Prozent der Burschen. Diese Zahlen lassen darauf schließen, dass es aktuell ein realistisches Potential von sieben bis 14 Prozent an Burschen gibt, die bereit wären, in einer Kinderbetreuungseinrichtung zu arbeiten. Es scheint dabei weniger die Beschäftigung mit Kindern zu sein, die abschreckend auf die Burschen wirkt, sondern die Arbeit als Kindergarten- bzw. Hortpädagoge, denn 28 Prozent wären bereit, die Leitung einer Jugendgruppe zu übernehmen, ein Drittel, Babysitter zu sein, und über die Hälfte, Kinder im Fußball zu trainieren. Attraktiv wirken hier wohl die Worte „Leitung“ und „Fußball“: Wie oben erwähnt, ist den Buben eine Karriere wichtig, und sei sie auch „nur“ in der Jugendgruppe – und Fußball ist in Österreich der männliche Breitensport schlechthin (Koch, 2010a, S. 7f.).

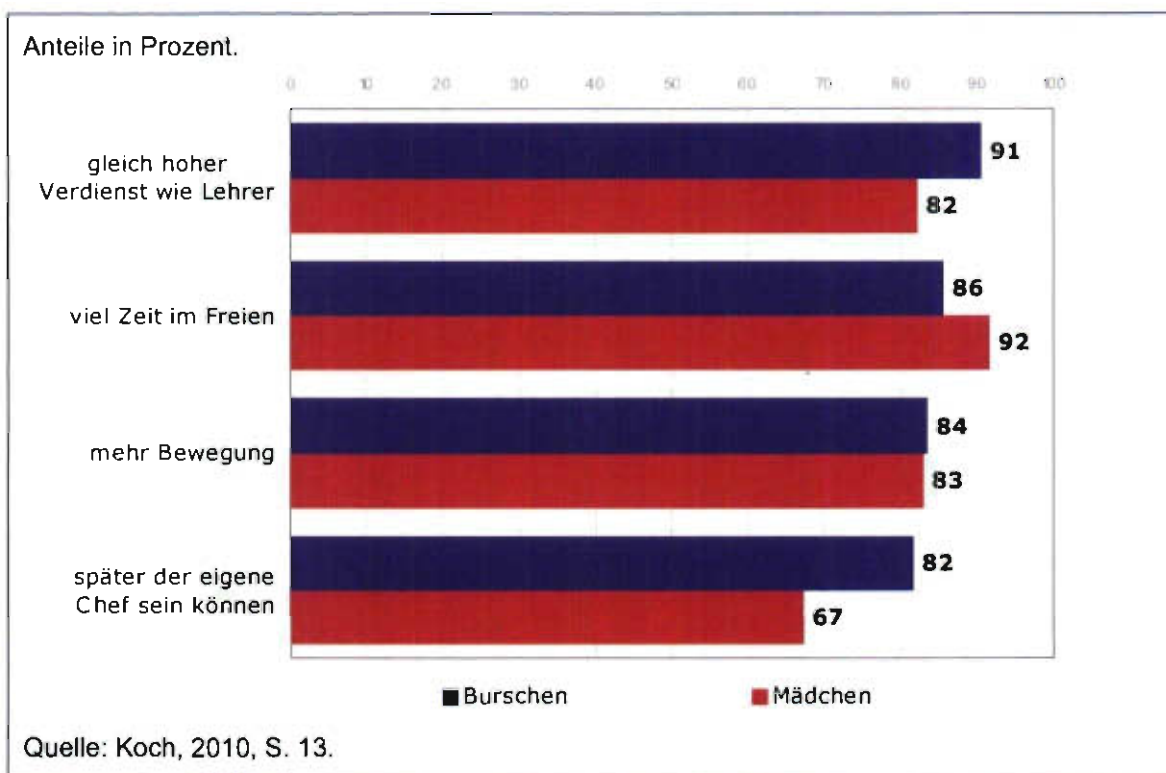
Für die prinzipiell interessierten Burschen spricht gegen eine tatsächliche Arbeit in einem Kindergarten oder Hort,

- dass die Männer „oft belächelt“ würden (85%),
- dass es keine Karrieremöglichkeiten gebe (73%),
- dass die Bezahlung schlecht sei (66%),
- dass sie sich für (kleine) Kinder nicht interessierten (52%),
- dass Singen, Spielen und Basteln uninteressant seien (43%),
- dass sie sich die Arbeit nicht zutrauten (29%) und
- dass die Tätigkeit ein schlechtes Image habe (27%) (Koch, 2010, S 11f.).

Besonders hinderlich ist also die mögliche negative Reaktion des Umfelds bzw. die Furcht, als Mann nicht für voll genommen zu werden. Deutlich öfter genannt als die inhaltlichen Gesichtspunkte, die zwar auch für rund die Hälfte der befragten Jungen ausschlaggebend sind, wurden mangelnde Karrieremöglichkeiten und schlechte Bezahlung. Auch hier bestätigt sich also, dass extrinsische Motivatoren (siehe oben) für die Berufswahl der Burschen eine wichtige Rolle spielen, dies zum Teil auf sehr versteckte, subtile Art und Weise: Berufsbezeichnungen, die zum Beispiel „-pflege“ oder „-helfer“ enthalten, sind für Jungen viel uninteressanter als solche, in denen sich etwa „-fachkraft-“ oder „-macher“ finden (Budde, 2008, S. 35).

Bei den Vorschlägen der Befragten, wie man aus ihrer Sicht den Beruf attraktiver machen könnte, sticht ins Auge, dass den Mädchen die gleichen Faktoren wichtig sind wie den Burschen. So werden zum Beispiel als Lockmittel für Männer häufig so genannte Outdoor- oder Erlebniskindergärten eingerichtet, weil davon ausgegangen wird, dass Männer mehr Interesse an Bewegung im Freien haben als Frauen. In der elementar-Studie sprachen sich aber 92 Prozent der Mädchen und „nur“ 86 Prozent der Burschen für „viel Zeit im Freien“ aus (Koch, 2010, S. 13).

Grafik 3: Attraktivitätssteigerung des Berufs für Interessierte



Tatsächlich mehr Zustimmung der Burschen erhielt andererseits der Vorschlag, in der Ausbildung einen sportlichen Schwerpunkt einzurichten (Burschen: 82%, Mädchen: 71%). Bei anderen Maßnahmen zu **Attraktivitätssteigerung der Ausbildung** werden geschlechtsspezifische Interessen sichtbar: Die Burschen sind öfter für den Aufbau eines handwerklich-technischen Schwerpunkts in den Bildungsanstalten für Kindergartenpädagogik (BAKIP) (Burschen: 47%,

Mädchen: 34%), die Mädchen öfter für den Ausbau des künstlerisch-kreativen (Burschen: 58%, Mädchen: 80%) und des musischen (Burschen: 36%, Mädchen: 52%), außerdem sind sie auch öfter dafür, dass es mehr Praxismöglichkeiten geben sollte (Burschen: 82%, Mädchen: 88%). Weitgehend einig sind sich Burschen und Mädchen hingegen darüber, dass die Ausbildung auf Hochschulniveau angehoben (Burschen: 76%, Mädchen: 80%) werden sollte (Koch, 2010, S. 14). Bernhard Koch, der diese Daten bei einer Fachtagung vorstellte, erklärte im Interview, dass die Ausbildung derzeit noch immer „den traditionellen Schwerpunkt Singen, Spielen, Basteln“ habe. Es werde nach wie vor für wichtig gehalten, „fein zu arbeiten, mit Schere und Papier, brav um den Tisch sitzend“. Naturwissenschaftliche oder technische Fragen, Werkbänke, grobmotorische oder „wilde“ Aktivitäten hätten noch keinen gleichrangigen Stellenwert. Burschen, die zum Untersuchungszeitpunkt gerade die BAKIP besuchten, hätten zu mehr als der Hälfte erklärt, dass sie als männliche Wesen in der Ausbildung zu kurz kämen.

LITERATUR

- Baron-Cohen, S. (2004): Vom ersten Tag an anders, Das männliche und das weibliche Gehirn. Düsseldorf: Walter.
- Blaß, H. (2009). „Sag mir, wo die Männer sind“. Überlegungen zur veränderten Geschlechterverteilung in sozialen Berufen und insbesondere in der psychoanalytischen Ausbildung. In: Dammasch, F., Metzger, H. & Teising, M. (Hg.). Männliche Identität. Psychoanalytische Erkundungen. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel, S. 65–79.
- BMASK – Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (2009). Einkommen, Armut und Lebensbedingungen, Tabellenband, Ergebnisse aus EU-SILC 2008, Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz.
- Budde, Jürgen (2008). Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen (Bildungsforschung Bd. 23). Bonn, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung.
- Dornmayr, H. & Wieser, R. (2010). Bericht zur Situation der Jugendbeschäftigung und Lehrlingsausbildung in Österreich 2008–2009. Endbericht. Wien: Österreichisches Institut für Berufsbildungsforschung & Institut für Bildungsforschung der Wirtschaft.
- EUROSTAT (2001). Arbeitslosenquoten, Jahresdurchschnitte, nach Geschlecht und Altersgruppe (%). [URL: <http://epp.eurostat.ec.europa.eu/portal/page/portal/eurostat/home>, 21.4.2011]
- Freundlinger, A. (2008). Erwartungen der Wirtschaft an StellenbewerberInnen – Was kann die Schule zur Vorbereitung auf eine Lehrausbildung leisten? In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht Nr. 5/6. Wien: ÖBV, S. 370–373.
- Gregoritsch, P. (2009). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf. Analysen und Prognosen für den Zeitraum 2008 bis 2018 (AMS info 145). Wien: Communicatio.
- Gregoritsch, P. (2010). Zur Situation der Lehrausbildung in Österreich. Entwicklungen 2009 bis 2014 (AMS info 158). Wien: Communicatio.
- Härtel, P. (2008). Berufsorientierung in der Schule – ein europäisches Megathema. In: Zeitschrift für Erziehung und Unterricht Nr. 5/6. Wien: ÖBV, S. 354–361.
- IFES (2010). Befragung von LehrerInnen: SchülerInnen mit Migrationshintergrund. Im Auftrag des Instituts für Soziologie, Wien. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26914006.
- JugendReferat des Landes Oberösterreich (2008). OÖ Jugendstudie 2008: Linz: JugendReferat des Landes Oberösterreich. [URL: <http://jugendarbeit.ooe-jugend.at/infos/jugendstudien/jugendstudie2008.html>, 10.11.2010].
- JugendReferat des Landes Oberösterreich (2009). OÖ Jugendstudie 2008: Linz: JugendReferat des Landes Oberösterreich. [URL: <http://jugendarbeit.ooe-jugend.at/infos/jugendstudien/jugendstudie2009.html>, 10.11.2010].
- Kamleitner, D., Kernbeiß, G., Lehner, U., Städtner, K., Timar, P. & Wagner-Pinter, M. (2008). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf 2007–2015. Monitoring und Prognosen (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.

- Koch, B. (2010). Berufswahlentscheidung und Männerbild. Vortrag auf der Fachtagung „Kinder brauchen Männer – Männer in der Kinderbetreuung – neue Perspektiven für die Elementarpädagogik, 11./12. Juni 2010, Universität Innsbruck (unkorrigiertes Vortragsmanuskript).
[URL: http://www.uibk.ac.at/ezwi/elementar/pdf-dateien-fachtagung/koch_berufswahlentscheidung_und_maennerbild.pdf, 23.10.2010].
- Österreichischer Integrationsfonds (ÖIF) (2010b). Zahlen und Fakten. Arbeitsmarkt. Arbeitslosigkeit und Schulungen.
[URL: http://www.integrationsfonds.at/publikationen/zahlen_und_fakten/statistikjahrbuch_2010/arbeitsmarkt/arbeitslosigkeit_und_schulungen, 11.11.2010].
- Österreichischer Integrationsfonds (ÖIF) (Hg.) (2010a), migration & integration. zahlen, daten. indikatoren 2010. Wien: BMI.
- Pinker, S. (2008): Das Geschlechter-Paradox. Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen. München: DVA.
- Potkanski, M. & Isler, A. (2010). Arbeitslose Jugendliche mit türkischem Migrationshintergrund und Arbeitsmarktintegration in Wien (ÖIF-Dossier n°11). Wien: Österreichischer Integrationsfonds.
- Schlaffer, E. (2009). Der junge Dialog der Kulturen – unsere Zukunft. Aktuelle Studien zu Migration und Gender. In: BMUKK – Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur (Hg.). Chancengerechtigkeit durch Gender-Kompetenz. Erfahrungen aus der Schulpraxis und aktuelle Forschungsergebnisse. Dokumentation des 2. österreichweiten Gender Day für Schulen. Wien: BMUKK, S. 21–35.
- STATISTIK AUSTRIA (2010a). Eintritt junger Menschen in den Arbeitsmarkt. Modul der Arbeitskräfteerhebung 2009. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- STATISTIK AUSTRIA (2010b). Zwei Drittel der jungen Erwachsenen gelingt Berufseinstieg innerhalb von 3 Monaten nach Ausbildungsende. Pressemeldung.
[URL: http://www.statistik.at/web_de/presse/053304, 10.11.2010].
- STATISTIK AUSTRIA (2010c). Bildung in Zahlen. Tabellenband. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- STATISTIK AUSTRIA (2010d). Arbeitskräfteerhebung 2009. Ergebnisse des Mikrozensus. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- STATISTIK AUSTRIA (2011). Arbeitsmarktstatistik. Jahresergebnisse 2010. Mikrozensus-Arbeitskräfteerhebung. Wien: Statistik Austria.
- Steiner M. & Wagner, E. (2007). Dropoutstrategie. Grundlagen zur Prävention und Reintegration von Dropouts in Ausbildung und Beschäftigung. Endbericht (im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur). Wien: Institut für Höhere Studien.
- Synthesis (2007a). Wie gut gelingt der Berufseinstieg nach einem Lehrabschluss? Karriereanalyse von Personen des Geburtsjahrgangs 1980. Fokusbericht 02/2007. Wien: Synthesis.
- Synthesis (2007b). Chancen und Risiken des Berufseinstiegs. Erfahrungen Wiener Jugendlicher 2000–2005. Fokusbericht 03/2007. Wien: Synthesis.
- Synthesis (2008). Jugendliche mit akutem Qualifikationsbedarf. Fokusbericht 12/2008 (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.
- Synthesis (2009). Über die Pflichtschule hinaus. Lohnt die Anstrengung? Fokusbericht 12/2009 (im Auftrag des AMS). Wien: Synthesis.
- Wieser, R., Dornmayr, H., Neubauer, B. & Rothmüller, B. (2008). Bildungs- und Berufsberatung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund gegen Ende der Schulpflicht (AMS info 113). Wien: Communicatio.

Wirtschaftskammer Österreichs (WKO) (2010a). Lehrlingsstatistik, Stichtag 31.12.2009. Lehrlinge nach Sparten, Lehrjahren und Geschlecht.

[URL: <http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling3.pdf>, 2.11.2010].

Wirtschaftskammern Österreichs (WKO) (2010b). Lehrlingsstatistik, Stichtag 31.12.2009. Die zehn häufigsten Lehrberufe 2009.

[URL: <http://wko.at/statistik/jahrbuch/Lehrling6.pdf>, 2.11.2010].

Interviewter Experte

- ◆ Mag. Bernhard Koch ist „Halbtagspapa“ und arbeitet am Institut für psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung, Fakultät für Bildungswissenschaften, Universität Innsbruck. Er forscht über männliche Kindergartenpädagogen und Volksschullehrer sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Väter.

GRAFIKEN

Grafik 1: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 17. Lebensjahr vollendet haben.	89
Grafik 2: Bildungs- und Arbeitsmarktlaufbahn für Personen, die 2007 das 24. Lebensjahr vollendet haben.	91
Grafik 1: Attraktivitätssteigerung des Berufs für Interessierte.....	97

TABELLEN

Tabelle 1: Wichtigkeit für die Berufsentscheidung.....	81
Tabelle 2: Bildungsstand.....	83

1.4 POLITISCHE PARTIZIPATION, ZUKUNFTSERWARTUNGEN, WERTEMUSTER, FREIZEITVERHALTEN

INHALTSVERZEICHNIS

1.4	Politische Partizipation, Zukunftserwartungen, Wertemuster, Freizeitverhalten.....	103
1.4.1	Die wichtigsten Erkenntnisse	104
1.4.2	Politische Partizipation und Einstellung zu Institutionen	106
1.4.2.1	Ausgangspunkt	106
1.4.2.2	Interesse an Politik	107
1.4.2.3	Einstellungen zur Politik	108
1.4.2.4	Partizipationsbereitschaft	109
1.4.2.5	Jugendliche und Demokratie	113
1.4.2.6	Vertrauen in Institutionen	115
1.4.3	Zukunftserwartungen.....	116
1.4.4	Wertemuster.....	123
1.4.5	Freizeitgestaltung	127
1.4.6	Männliche Jugendliche in der Großstadt	130
	Literatur	135
	Grafiken.....	137
	Tabellen	137

1.4.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Politische Partizipation war über Jahrtausende hinweg vorwiegend Männersache. Dies hat sich in Österreich vor allem seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts bzw. im Zuge der feministischen Bewegung verändert. Bei der Mehrzahl der Akteure in der Politik, in den Interessenvertretungen und auch im kommunalen Bereich handelt es sich gleichwohl nach wie vor um Männer. Dieses geschlechtsspezifische Ungleichgewicht wurde bislang auch nicht infolge von da und dort etablierten Quotenregelungen zugunsten der Frauen aufgehoben. Die Gründe dafür liegen zumindest nicht ausschließlich darin, dass die Männer den Frauen aus egoistischen Motiven heraus den Zugang verwehren, wiewohl solche Mechanismen nicht zu unterschätzen sind. Das breitere und intensivere politische Engagement der Männer resultiert jedoch zweifellos auch aus unterschiedlichen – historisch zu reflektierenden – gesellschaftlichen Bedürfnissen und Werthaltungen von Männern und Frauen bezüglich der Ausübung von ehrenamtlichen und politischen Ämtern, die in den traditionellen Rollenbildern und der damit verbundenen gesellschaftlichen Aufgabenteilung verankert sind. Daraus ist wohl auch erklärlich, warum, wie alle einschlägigen Studien zeigen, Männer ganz generell nicht nur in einem höheren Maße als Frauen an Politik interessiert sind, sondern damit zusammenhängend sich auch zu höheren Anteilen ein politisches Engagement vorstellen können. Ungeachtet der empirisch abgesicherten Unterschiede zwischen den Geschlechtern ist zu konstatieren, dass sich das politische Interesse bei der Bevölkerung generell eher in Grenzen hält und Politik sowie politisches Handeln ein schlechtes Image haben. Aus den dargestellten Fakten und Ergebnissen lassen sich folgende Handlungsempfehlungen ableiten:

- Eine generelle Verbesserung des Images der Politikerinnen und Politiker und eine Förderung der Attraktivität des politischen Amtes. Es handelt sich dabei um eine höchst anspruchsvolle Forderung, zumal die derzeit dargebotene Praxis eine gewisse Abschreckung hat. Dabei ist nicht nur das Auftreten einzelner Politiker/innen gemeint, sondern auch der mediale Umgang mit Politik und Politiker/innen. Das Stehen im Rampenlicht, das Abwägen jedes gesagten Wortes, das Ausbreiten von Privatem in den Medien und der ständige Hinweis auf die vermeintlich viel zu hohe Bezahlung erhöhen nicht gerade die Attraktivität dieser Aufgabe. In den ländlicheren Regionen Österreichs wird es zunehmend schwierig, jemanden für das Amt des Bürgermeisters bzw. der Bürgermeisterin zu gewinnen. Die Altersstruktur der Mandatäre und Mandatarinnen in den Gemeinderäten und der allseits beklagte Mangel an Nachwuchs lassen für die Zukunft weitere Probleme bei der Besetzung von politischen Ämtern erwarten.
- Ein stärkeres Ansprechen und Einbinden vor allem auch der Jüngeren in die politische Gestaltung, wobei sich dies nicht auf die Parteienarbeit beschränken, sondern die Teilnahme an der Gestaltung im eigenen Lebensumfeld in den Vordergrund rücken sollte.

- Weiterer Ausbau der Mitbestimmungsmöglichkeiten der Bürgerinnen und Bürger etwa im kommunalen Bereich.
- Anreize auch für eine stärkere Einbindung von Menschen mit einem Zuwanderungshintergrund in die politische Gestaltung.
- Weitere Forcierung der politischen Bildung an unseren Schulen, auch im Hinblick auf geschlechtsspezifische Rollenbilder.

Die staatlichen und andere große gesellschaftliche Institutionen werden zumindest ebenso vom Vertrauen seitens der Männer getragen wie von jenem der Frauen.

Was das allgemeine Vertrauen in die Zukunft anbelangt, sind Männer im Schnitt etwas zuversichtlicher – der mit Abstand größte Optimismus herrscht bei den unter 30-jährigen Männern.

Gleichermaßen von Männern und Frauen (von jeweils rund 50%) wird allerdings befürchtet, dass die Kluft zwischen Arm und Reich weiter steigen und dass sich auch der berufliche Leistungsdruck in den kommenden Jahren und Jahrzehnten noch verschärfen wird.

Bemerkenswert ist ein relativ breiter Konsens der Geschlechter hinsichtlich der Frage, welche Charaktereigenschaften und Wertorientierungen künftig wichtig sein werden, um die Zukunft gut zu meistern. Neben Fleiß, Lernbereitschaft und Durchsetzungsvermögen sind für Männer in einem hohen Maße auch eher ‚feminine‘ Eigenschaften bzw. Kompetenzen von großer Relevanz, z.B.: Teamfähigkeit, Anpassungsfähigkeit, Kontaktfreudigkeit und Verzicht-Können.

Der Wert der Familie wird von Männern annähernd so hoch geschätzt wie von Frauen. Für ein erfülltes Leben ebenfalls ganz wesentliche Bereiche sind darüber hinaus die Arbeit, die Freizeit und die engeren sozialen Kontakte, also die Freunde und Freundinnen bzw. Bekannten. Ein fast vollständiger Konsens zwischen den Geschlechtern besteht auch in Bezug auf den hohen Wert einer sinnvollen Freizeitgestaltung, die allerdings, was die Präferenzen betrifft, deutlich voneinander abweicht.

Das Kulturleben wird nachfrageseitig alles in allem gesehen stärker von Frauen als von Männern getragen. Dies gilt vor allem für die traditionellen bzw. bildungsbürgerlichen Kulturformen sowie für das Leseverhalten. Hier gibt es jedenfalls einen Aufholbedarf für Männer, wobei bereits in der Schule anzusetzen wäre, etwa durch die stärkere Vermittlung auch moderner Kunstformen und einer etwas burschenadäquateren Literaturbefassung.

Empirisch gut abgesichert ist ferner, dass sich jugendliche Männer so wie die jugendlichen Frauen in der Großstadt angesichts der gegenüber den ländlichen und kleinstädtischen Regionen ungleich vielfältigeren Angebotspalette, die vielfach auch angenommen wird, überaus wohl fühlen.

Wir möchten – insbesondere was die unterschiedlichen Werthaltungen, Interessen und Einstellungen von Frauen und Männern betrifft – betonen, dass uns selbstverständlich bewusst ist, dass Frauen und Männer, ebenso wie z.B. die älteren Menschen oder die Zuwanderer, keine homogenen Gruppen sind, auf die Pauschalaussagen zutreffen. Alle Ausführungen, Hinweise, Argumentationen und Schlussfolgerungen implizieren notwendigerweise fast immer gewisse Verallgemeinerungen (so wie alle Aussagen über die Welt), deren Relativität in Bezug auf jeden Einzelfall jeweils mitzureflektieren ist. Männer etwa unterscheiden sich von anderen Männern in vielen Charaktereigenschaften, Interessensgebieten und Verhaltensweisen oft viel stärker als von einem Teil der Frauen und umgekehrt. Die meisten Aussagen über geschlechtsspezifische Unterschiede und Abweichungen lassen sich jedenfalls nicht auf Einzelpersonen übertragen, sondern weisen nur auf durchschnittliche Charakteristika bzw. Eigenheiten hin.

1.4.2 POLITISCHE PARTIZIPATION UND EINSTELLUNG ZU INSTITUTIONEN

1.4.2.1 AUSGANGSPUNKT

Politische Partizipation versteht sich hier als Interesse, Teilhabe und -nahme am politischen Leben im Allgemeinen nach der von Aristoteles vorgenommenen Bestimmung des Menschen als eines politischen Lebewesens bzw. im Sinne der *vita activa* im öffentlichen Raum im Verständnis von Hannah Arendt. Der demgegenüber periphere Aspekt des parteipolitischen Wahlverhaltens ist in diesem Rahmen kein Thema. Relevanter sind die grundlegenden Einstellungsmuster in Bezug auf jene politischen Institutionen, auf welchen unser demokratisches System beruht, wobei auch hier wiederum allfällige geschlechtsspezifische Unterschiede darstellbar sind. Gerade im Bereich der politischen Partizipation respektive Aktivität sehen sich die Männer nach wie vor regelmäßig mit dem Vorwurf konfrontiert, Frauen nicht ausreichend Raum für eine Mitarbeit zu geben, etwa im Funktionärsbereich der Politik und der großen Interessenvertretungen, der, obgleich sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten der Frauenanteil in den politischen Gremien sukzessive erhöht hat, nach wie vor männerorientiert ist. Diesbezüglich ist jedenfalls zu ventilieren, ob die Ursache für die anhaltende Männerdominanz wirklich nur darin liegt, dass Frauen in ihren politischen Ambitionen von Männern systematisch eingeschränkt werden, oder ob nicht auch andere Gründe (wie z.B. die Mehrfachbelastung der Frauen) für die Unterrepräsentanz von Frauen anzuführen sind.

1.4.2.2 INTERESSE AN POLITIK

Grundlegende Voraussetzung für eine aktive politische Partizipation ist ein gewisses allgemeines Interesse an politischen Fragen und Themen. Im Jahr 2007 wurde diese Frage im Rahmen einer für das Institut für Soziologie der Universität Wien durchgeführten bundesweit repräsentativen Studie erhoben (Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte, 2007). Diese Daten sind zwar nicht ganz aktuell; man kann jedoch davon ausgehen, dass sich innerhalb der letzten paar Jahre hinsichtlich der folgenden geschlechtsspezifischen Verteilungen nicht viel verändert hat: Von den Männern gaben 44 Prozent an, dass sie sich für Politik interessieren (sehr bzw. eher schon); bei den Frauen beläuft sich der entsprechende Anteil auf nur 25 Prozent. Diese starke Disparität bildet sich auch bei den einzelnen Altersgruppen ab. Bei Männern und Frauen bis 40 Jahre beläuft sich das allgemeine Interesse für Politik auf 38 Prozent versus 22 Prozent; bei Männern und Frauen von 41 bis 60 Jahre lautet die Relation: 50 Prozent versus 27 Prozent.

Dazu auch ein Befragungsergebnis aus einer anderen Erhebung, die das IFES im Auftrag des Instituts für Konfliktforschung im Jahr 2008 durchgeführt hat, das insofern bemerkenswert ist, als es sich dabei um die Zielgruppe der Lehramtsstudierenden handelt, die zum Thema „Politische Bildung“ befragt worden sind – also um eine Gruppe, die von der Bildungsschicht her sehr homogen ist und zu deren künftigen beruflichen Aufgaben es zählt, zumindest in fächerübergreifender Form politische Bildung an Schüler/innen zu vermitteln. Auf die Frage, wie sehr sie sich für das Thema Politik insgesamt interessieren, sagten von den angehenden Lehrern 69 Prozent, dass dies sehr oder eher schon der Fall sei; bei den künftigen Lehrerinnen sind es mit 56 Prozent deutlich weniger.

Dieses voneinander abweichende Politikinteresse bei Frauen und Männern bildet sich auch bei allen anderen einschlägigen empirischen Erhebungen in Österreich ab. Da sich alleine schon daraus eine unterschiedlich verbreitete und intensive Einbindung in das konkrete politische Geschehen ergibt, ist evident. Die Männerdominanz im Bereich der politischen Gestaltung resultiert natürlich nicht nur, aber wohl auch aus deren von einem erhöhten Interesse gespeisten Gestaltungswillen. Dies basiert natürlich auf einer historischen Entwicklung: Der traditionellen Trennung zwischen dem den Männern lange vorbehalten gewesenen öffentlichen Leben der Polis und dem frauendominanten privaten Bereich des Haushaltes und der Familie. Eine Angleichung bedarf nicht nur einer selbstkritischen Reflexion seitens der Männer, sondern auch einer größeren Einsatzbereitschaft von den Frauen selbst. Frauenquoten tragen durch die vermehrte Präsenz von Frauen in öffentlich wahrnehmbaren Funktionen zwar dazu bei, reichen aber offenkundig nicht aus, das politische Interesse von Frauen in einem Ausmaß zu wecken, das eine annähernd gleichförmige Bereitschaft zur politischen Partizipation gewährleistet.

Umgekehrt ist auch zu konstatieren, dass das generelle Interesse der Männer an Politik alles andere als sonderlich ausgeprägt ist. Mehr als die Hälfte von ihnen können derselben an sich

wenig abgewinnen; 30 Prozent gaben in der bundesweit repräsentativen Bevölkerungsstudie an, dass sie sich für die Politik wenig bis gar nicht interessieren.

1.4.2.3 EINSTELLUNGEN ZUR POLITIK

Dem eher geringen Interesse an Politik mag auch zugrunde liegen, dass die Glaubwürdigkeit der politischen Akteure hierzulande nicht allzu hoch ist: Drei Viertel der Befragten – Männer gleichermaßen wie Frauen – stimmten der folgenden Aussage zu: „Politiker können versprechen, was sie wollen, ich glaube ihnen nichts mehr“. Dieses Misstrauen ist sehr verbreitet – seit Jahren liegen die Vertrauenswerte der Bevölkerung in die zentralen politischen Institutionen (Bundesregierung, Parteien, Parlament) auf dem nicht sonderlich hohen Level von rund 20 und 35 Prozent.

Dem mäßigen Vertrauen in die politischen Institutionen steht allerdings ein breiter Konsens über die Wichtigkeit derselben gegenüber. Dies trifft auch auf das Parlament zu. Im Rahmen der letzten großen Parlamentarismus-Studie im Jahr 2004 (IFES, Fessel-GfK) gaben rund neun von zehn Befragten an, dass sie das Parlament und dessen Tätigkeit für (sehr) wichtig erachten. An dieser Verteilung hat sich im Laufe der 15 Jahre zuvor wenig geändert; es ist anzunehmen, dass dies auch in den letzten Jahren nicht der Fall war. Dieser Widerspruch zwischen dem geringen Vertrauen in die politischen Institutionen und der hohen Bedeutungsanmutung derselben ist nur ein scheinbarer. Das demokratische System als solches wird unabhängig von den politischen Akteuren respektive trotz deren sehr kritisch betrachteter Performance von der Bevölkerung auch innerlich mitgetragen und steht für die ganz überwiegende Mehrheit außer Frage.

Dieser Befund wird empirisch auch durch die rezenten Erhebungsergebnisse im Rahmen der Großstudie Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008) bestätigt. Zwei Drittel der 8.700 Befragten gaben an, mit dem Funktionieren unserer Demokratie weitgehend zufrieden zu sein, wobei bemerkenswert ist, dass die – oftmals als politikfern bzw. politisch desinteressiert hingestellten – Jüngeren überdurchschnittlich positive Einstufungen vornahmen. Zwischen Frauen und Männern gibt es auch hier kaum Abweichungen. Selbst die verschiedenen Migrationsgruppen unterscheiden sich bei dieser Frage nicht allzu stark. Eine Ausnahme bilden hier nur die aus den ex-jugoslawischen Ländern Zugewanderten: Sie machen sich ein ganz überdurchschnittlich positives Bild vom Funktionieren unserer Demokratie. Personen mit einem türkischen Migrationshintergrund liegen bei ihren Einstufungen in etwa im Gesamtschnitt. Ein überdurchschnittlich negatives Bild machen sich allerdings jene Bevölkerungsgruppen, die in ihren derzeitigen Lebensverhältnissen eine besonders schwierige Situation meistern müssen. Dazu zählen etwa die Arbeitslosen sowie generell jene, die mit einem sehr geringen Einkommen bzw. mit großen finanziellen Problemen konfrontiert sind.

Das hierzulande sehr geringe Image der Berufsgruppe der Politiker und Politikerinnen überträgt sich nur insoweit auf die politischen Institutionen, als diese sozusagen akteurmäßig (und nicht

auf Staatsebene) wahrgenommen werden. Das geringe Vertrauen der Bevölkerung in dieselben ist jedenfalls kein Indikator für eine Demokratiemüdigkeit, wohl aber einer für die von vielen nicht goutierte politische Kultur in unserem Land.

Männer unterscheiden sich in Bezug auf ihre grundlegende Einstellung zum demokratischen System und auch hinsichtlich des Vertrauens in staatstragende Institutionen und in deren Funktionsträger nicht signifikant von den Frauen. Dass sich Männer in höherem Maße in die Politik einbringen und – wie das nächste Kapitel zeigen wird – auch eine höhere Partizipationsbereitschaft an den Tag legen als Frauen, resultiert also nicht aus fundamentalen politischen Einstellungsunterschieden. Auch den Eindruck, wonach „politische Parteien Menschen ermutigen, in der Politik aktiv zu werden“, hat jeweils rund ein Viertel der Frauen und Männer (ISSP-Studie: Nationale Identität und Staatsbürgerschaft).

1.4.2.4 PARTIZIPATIONSBEREITSCHAFT

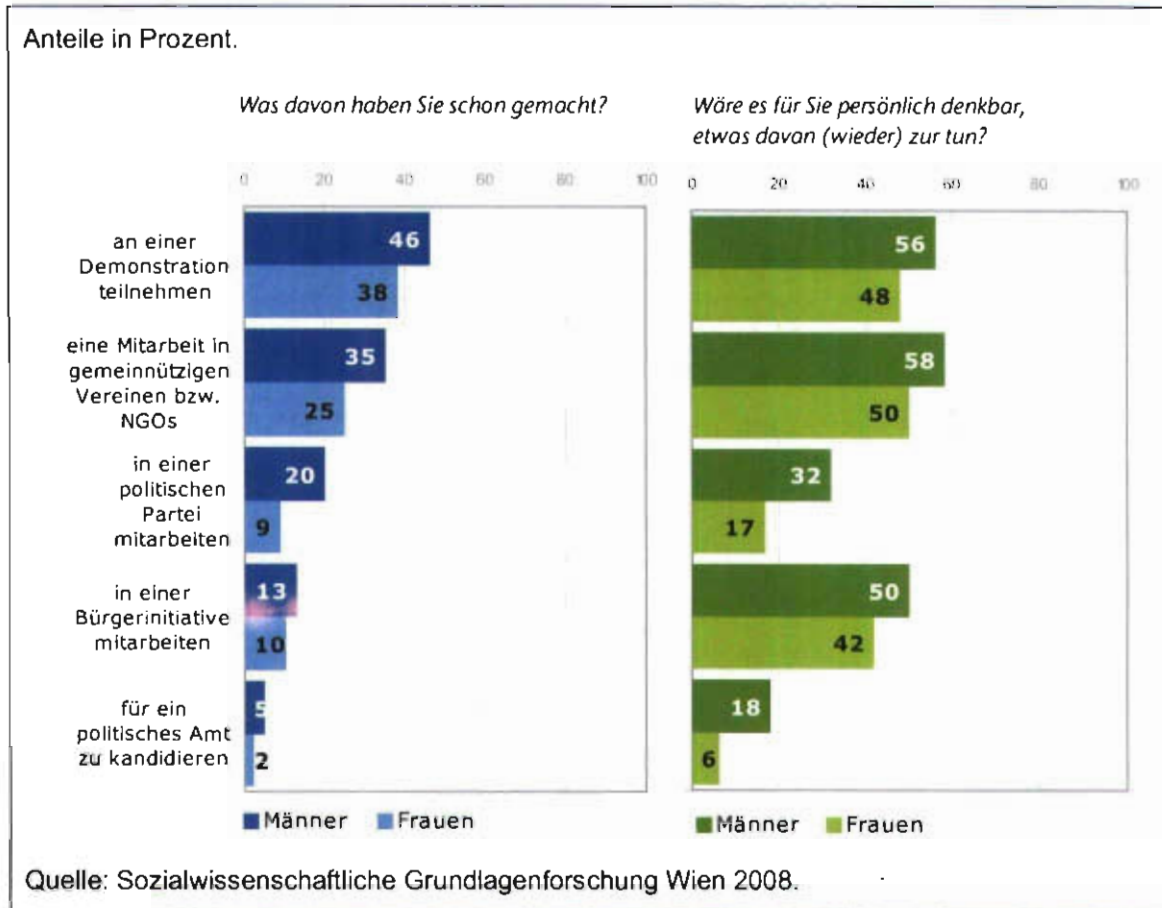
Inzwischen ist es längst nicht mehr so, dass das politische System fast ausschließlich von Männern getragen wird. Der Anteil der Frauen in politischen und kommunalen Institutionen hat sich innerhalb der letzten Jahrzehnte deutlich erhöht; von einer Ausgewogenheit der Geschlechter kann vielfach aber noch keine Rede sein. Mit Stand 6.10.2009 waren nur 28,4 Prozent der Nationalratsabgeordneten Frauen. Im Bundesrat liegt ihr Anteil bei 25,8 Prozent. Die Frauenquote in den Landtagen rangiert ebenfalls durchwegs unter jener der Männer: Sie liegt je nach Bundesland zwischen rund 18% und 42%). Auch in den Parlamentsklubs sind Frauen klar in der Minderzahl (Ausnahme: die Grünen; hier ist das Verhältnis ausgewogen).

Die fast durchwegs deutlich höhere Männerquote erklärt sich auch daraus, dass die entsprechende Partizipationsbereitschaft der Männer höher ist als jene der Frauen. Dies indizieren die Ergebnisse der Sozialwissenschaftlichen Grundlagenforschung Wien (2008). Im Rahmen dieser Großstudie wurde erhoben, in welcher Form man sich bisher schon einmal politisch engagiert habe und ob man sich vorstellen könne, dies in Zukunft einmal zu tun. Das inhaltliche Spektrum reichte von temporären und nur im eher weiteren Sinn politischen Aktivitäten (z.B. an einer Demonstration teilnehmen) bis hin zur Kandidatur für ein politisches Amt.

Das geschlechtsspezifische Ergebnis fällt dabei sehr eindeutig aus, insbesondere bei den politischen Aktivitäten im engeren Sinne bzw. auf Funktionsebene. Männer haben nicht nur bisher zu viel höheren Anteilen als Frauen ein politisches Amt angestrebt (5% versus 2%), sondern halten einen solchen Schritt für sich persönlich auch in Zukunft für denkbarer als Frauen (18% versus 6%). Dasselbe gilt hinsichtlich der Mitarbeit in einer politischen Partei. Rund doppelt so viele Männer wie Frauen waren oder sind hier engagiert (20% versus 9%); von der Relation her ganz ähnlich fallen auch die Unterschiede im Hinblick auf ein mögliches künftiges Engagement in diesem Bereich aus (32% versus 17%).

Vergleichsweise geringer sind die geschlechtsspezifischen Abweichungen in Bezug auf Demonstrationen und die Mitarbeit in gemeinnützigen Vereinen sowie an Bürgerinitiativen. Aber auch hier waren und sind es zu höheren Anteilen Männer, die sich dabei schon engagiert haben oder sich eine solche Aktivität in Zukunft vorstellen können.

Grafik 1: Bisherige und vorstellbare politische Partizipation bei Männern und Frauen

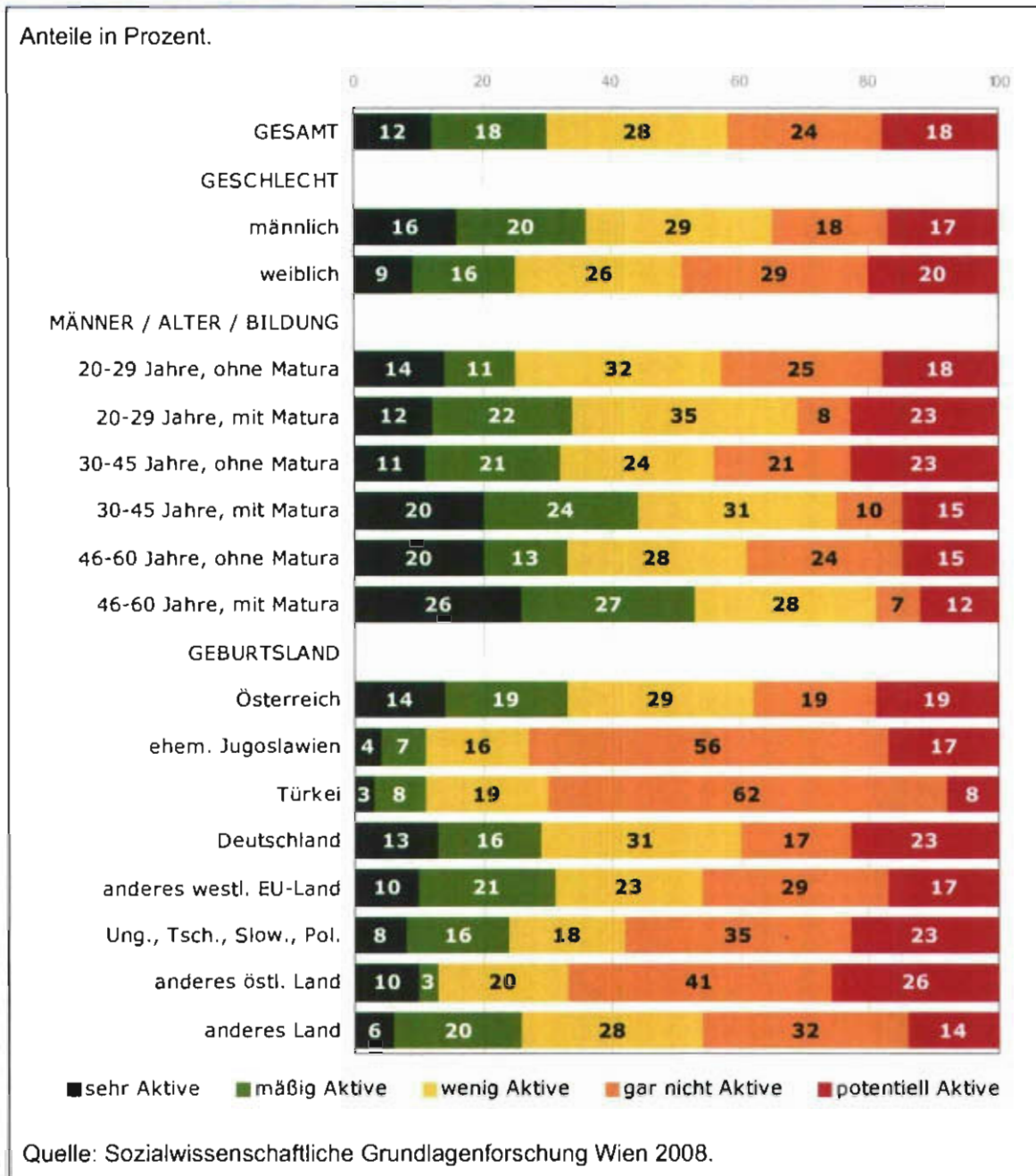


Die aus den ex-jugoslawischen Ländern und aus der Türkei zugewanderten Personen haben an den genannten Aktivitäten bisher zu deutlich unterdurchschnittlichen Anteilen teilgenommen; an ein künftiges Engagement wird ebenfalls in einem viel geringeren Ausmaß als etwa von den hier Geborenen und den aus den westlichen EU-Ländern Zugezogenen gedacht. Dies gilt für die türkische Wohnbevölkerung in einem noch höheren Maße als für die hier lebenden Männer und Frauen mit einem ex-jugoslawischen Migrationshintergrund.

In Bezug auf die politische Partizipation wurde eine Typologie erstellt, wobei je nach Aktivierungsgrad (bisherige und künftig denkbare Aktivitäten) fünf Gruppen segmentiert worden sind. Basis für diese Berechnung sind die Antwortverteilungen auf die Frage, ob man sich schon einmal aktiv (kommunal-)politisch betätigt hat und ob es persönlich denkbar wäre, dies einmal zu tun.

Dabei gibt es deutliche Aktivitätsabweichungen nach dem Geschlecht und der nationalen Herkunft. Altersspezifische Unterschiede bilden sich ebenfalls ab, wobei sich auch zeigt, dass bei allen Altersgruppen ein höherer Schulabschluss (zumindest Matura) einen positiven Effekt auf das politische Engagement hat. In der folgenden Grafik ist der Bildungsfaktor auf Basis der befragten Männer illustriert; dies gilt aber gleichermaßen für die Frauen.

Grafik 2: Politische Partizipationscluster



Anzumerken ist in diesem Kontext, dass weder die mit dem politischen Parteiensystem sehr Zufriedenen noch die damit gar nicht Zufriedenen zu den am ehesten Aktivierbaren zählen, sondern vorwiegend jene, die diesbezüglich mittlere Zufriedenheitseinstufungen vornahmen. Wer an der Politik sehr großes Interesse hat, ist derzeit schon zu überdurchschnittlichen Anteilen politisch aktiv. Generell an der Politik Desinteressierte nahmen bisher zu nur geringen Anteilen an kommunalen Entscheidungsprozessen teil und haben dies auch in Zukunft nicht vor.

Schließlich wird angesichts der geringeren Bereitschaft von Frauen für politisches Engagement in Institutionen häufig angeführt, dass sich Männer deshalb stärker von politischen Auseinandersetzungen angezogen fühlen, weil es bei solchen immer auch um Konkurrenz, um die Austragung von Konflikten und damit auch um Auseinandersetzungen über Konzepte und Projekte auf der sachlichen bzw. überpersönlichen Ebene geht (siehe dazu auch Georg Simmel, Kap. „Der Streit“, S.284-382). Die institutionelle respektive politische Wettbewerbskultur sei an sich eine konkurrenz- und konfliktbeladene und damit ‚männliche‘ Welt. Frauen, die in der Politik erfolgreich agieren, sehen sich demgemäß angehalten, sich ‚männliche‘ Verhaltensweisen und Strategien zu eigen zu machen. Nicht alleine, um sich gegen die Männer durchzusetzen, sondern weil diese jeder politischen Auseinandersetzung inhärent seien. Man soll sich jedoch vor Verallgemeinerungen gerade in Bezug auf geschlechtsspezifische ‚Wesenhaftigkeiten‘ tunlichst hüten.

Empirisch gesichert ist vielmehr, dass sich Frauen in viel höherem Ausmaß im nachbarschaftlichen und familiären Bereich für das Gemeinwohl engagieren als dies Männer tun. Diese Tätigkeiten werden freilich im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen Wertschätzung leider nach wie vor viel weniger gewürdigt als ein Engagement, das von einer breiteren Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Dieser Aspekt der Eitelkeit in Bezug auf die öffentliche Anerkennung und das mit der öffentlichen Selbstdarstellung verbundene Selbstwert- und Machtgefühl ist bei Männern offenkundig verbreiteter als bei Frauen und damit wohl auch mit ein Grund für das stärkere Engagement der Männer auf politischen Bühnen (siehe dazu auch Kap. 2.6).

1.4.2.5 JUGENDLICHE UND DEMOKRATIE

An dieser Stelle seien auch einige Hinweise aus der Studie „Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien“ über die Einstellung der Jugendlichen zur Demokratie bzw. Politik gegeben. Junge Männer sind sowohl mit dem Funktionieren unserer Demokratie als auch dem politischen Parteiensystem zufriedener als die jungen Frauen. Bei der Beurteilung der Demokratie beträgt die Differenz 8 Prozentpunkte und beim politischen Parteiensystem 13 Prozentpunkte.

Verglichen mit dem Durchschnitt der Wiener Bevölkerung sind die Jugendlichen insgesamt betrachtet sogar zufriedener; von der oft kolportierten Politikverdrossenheit der Jugendlichen kann auf Basis dieser Studie jedenfalls nicht die Rede sein (zu diesem Befund kommt auch die Shell-Jugendstudie 2010).

Tabelle 1: Zufriedenheit mit der Demokratie und dem politischen Parteiensystem

Frage: Sind Sie mit dem Funktionieren unserer Demokratie alles in allem gesehen sehr zufrieden, eher schon zufrieden, eher nicht zufrieden oder gar nicht zufrieden?

Frage: Und mit dem politischen Parteiensystem?

Anteile in Prozent.

	(sehr) zufrieden	(nicht) zufrieden
Demokratie		
Gesamt	64	35
Frauen bis 19 Jahre	67	28
Männer bis 19 Jahre	75	23
Politisches Parteiensystem		
Gesamt	41	54
Frauen bis 19 Jahre	44	49
Männer bis 19 Jahre	57	41

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Für die politische Meinungsbildung sind vor allem genaue Informationen bzw. ein diesbezügliches Sachwissen entscheidend. Dies trifft noch etwas stärker auf die Jugendlichen zu. Die Aussagen politischer Parteien fallen für junge Männer etwas schwerer ins Gewicht als für junge Frauen (62% versus 56%, gesamt: 46%). Von einzelnen Politikern bzw. Politikerinnen machen vor allem junge Frauen ihr politisches Meinungsbild abhängig (47% versus 38%, gesamt: 40%). Die politischen Einstellungen von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten spielen für Jugendliche respektive für junge Männer eine größere Rolle als beim Durchschnitt.

Tabelle 2: Wichtig für die politische Meinungsbildung

Frage: Was davon ist für Ihre eigene politische Meinungsbildung wichtig?
Anteile in Prozent.

	Gesamt- bevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	Männer bis 19 Jahre
genaue Informationen bzw. Sachwissen	64	72	71
persönliches Gefühl	63	67	63
persönliche Erfahrung	62	57	59
Medienberichterstattung	53	59	61
unmittelbare Betroffenheit	49	56	51
Aussagen politischer Parteien	46	56	62
einzelne Politiker bzw. Politikerinnen	40	47	38
Meinung von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten	32	44	47

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

1.4.2.6 VERTRAUEN IN INSTITUTIONEN

In Bezug auf die politischen Institutionen zeigte sich ein in Summe eher mäßiges Vertrauen in die einzelnen politischen Institutionen bei gleichzeitiger Wertschätzung der Demokratie respektive des Parlamentarismus. Im Rahmen einer aktuellen bundesweiten Bevölkerungsbefragung bei 2.000 Personen ab 15 Jahren wurden neben den politischen auch eine Reihe von anderen staatstragenden bzw. gesellschaftsrelevanten Institutionen auf ihre Vertrauensanmutung hin abgetestet. Dies betrifft die Einrichtungen der Sozialpartnerschaften, die inländischen Banken und die Polizei. Am vergleichsweise Verbreitetsten ist das hohe Vertrauen in die Polizei. Bei Frauen beläuft sich die entsprechende Vertrauensquote auf 77 Prozent, bei Männern auf 72 Prozent („Vertrauen: sehr groß oder groß“). Bei den meisten übrigen erhobenen Institutionen rangieren die Vertrauensquoten der Männer leicht über jenen der Frauen: Arbeiterkammer: Männer: 71%, Frauen: 67%; Wirtschaftskammer: Männer: 44%, Frauen 42%; ÖGB: Männer: 41%, Frauen: 40%; inländische Kommerzbanken: Männer: 60%, Frauen: 62%. Bei den politischen Institutionen lauten die aktuellen Vertrauensquoten: Bundesregierung: Männer: 34%, Frauen: 29%; Parlament: Männer: 38%, Frauen: 34%; politische Parteien: Männer: 21%, Frauen: 22%) (IFES-Eigenforschung, September 2010). Resümierend lässt sich somit festhalten, dass die gesellschafts- und staatstragenden Einrichtungen in Österreich von Männern zumindest gleichermaßen innerlich mitgetragen werden wie von Frauen.

Grundsätzlich ist in Bezug auf das Vertrauen in Institutionen so wie ganz allgemein bei Vertrauensfragen wohl auch ein psychologischer Mechanismus wirksam: Es gibt Einrichtungen, bei welchen man sich aus einem inneren oder äußeren Sicherheitsbedürfnis heraus (ohne einen unmittelbaren existenzbedrohenden Anlass) Misstrauen und Kritik kaum ‚leisten‘ kann. Beispi-

le dafür sind die Polizei und die inländischen Banken. Selbst größere Krisen und regelmäßig auftretende Turbulenzen, die durchaus vertrauensmindernde Konsequenzen erwarten lassen würden (Skandale, Finanzdebakel), ändern daran letztlich wenig.

1.4.3 ZUKUNFTSERWARTUNGEN

Fragen zur Zukunftserwartung beziehen sich im Regelfall auf die Einschätzung von gesamtgesellschaftlichen und auf – diese mehr oder weniger mitbedingende – persönliche Entwicklungen. Im Folgenden werden dazu einige empirische Forschungsergebnisse vorgestellt, die auf einen ausgeprägten Gleichklang der Geschlechter bei den entsprechenden Zukunftsprognosen hindeuten.

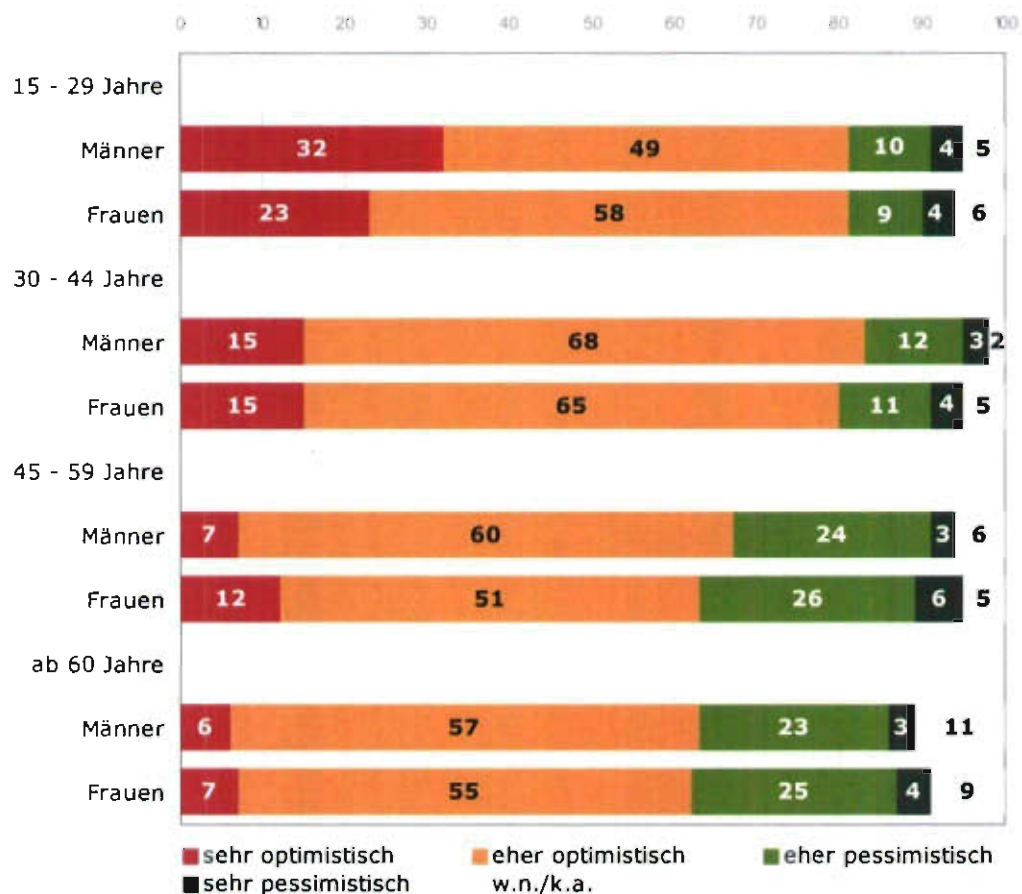
Im Jahr 2008 wurde vom IFES im Auftrag des Zentrums für Zukunftsstudien der Fachhochschule Salzburg eine bundesweit repräsentative Bevölkerungsbefragung zum Thema „Zukunftsfragen“ bei einer Stichprobe von 2.000 Personen ab 15 Jahren durchgeführt.

Auf die ganz allgemein gestellte Frage, ob man beim Gedanken an die Zukunft eher optimistisch oder pessimistisch sei, überwiegt sowohl bei Männern wie bei Frauen klar die Zuversicht (74% bzw. 71%). Differenziert nach den Altersgruppen und dem Geschlecht zeigt sich, dass bei den unter 30-jährigen Männern der Anteil der „sehr Zuversichtlichen“ mit Abstand am höchsten ist. Da Optimismus auch eine wichtige Quelle für Motiviertheit und Engagement ist, kann dies für die junge Generation der Männer durchaus zuversichtlich stimmen.

Wie die nachstehende Grafik illustriert, nimmt der allgemeine Zukunftsoptimismus ab den 45-Jährigen sowohl bei Frauen wie auch bei Männern deutlich ab. Jeweils rund drei von zehn Personen der mittleren und oberen Altersstufen blicken eher pessimistisch in die Zukunft – bei den Jüngeren ist die entsprechende Quote nur rund halb so hoch.

Grafik 3: Optimismus-Pessimismus beim Gedanken an die Zukunft

Frage: Wenn Sie an die Zukunft denken – sind Sie da alles in allem sehr optimistisch, eher optimistisch, eher pessimistisch oder sehr pessimistisch?
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Sehr unterschiedlich fallen allerdings die positiven und die negativen Erwartungshaltungen hinsichtlich einer Reihe von für die Lebensqualität relevanten Szenarien für den Zeithorizont der kommenden 10 bis 15 Jahre aus. Mehrheitlich befürchtet man jedenfalls eine Abschwächung der staatlichen und gesellschaftlichen Schutzoptionen. Dies manifestiert sich einerseits in der Angst vor einer weiteren Zunahme der Kriminalität und andererseits in der Erwartung, dass die bestehenden Sozialleistungen in unserem Land auf Dauer nicht finanzierbar seien und somit gekürzt werden würden. Im Hinblick auf die Entwicklung des Arbeitsmarktes, der Wirtschaft und damit des Wohlstandes in unserer Gesellschaft überwiegt generell die pessimistische Perspektive respektive die Erwartung, dass die Kluft zwischen Arm und Reich noch weiter auseinandergehen wird als dies jetzt schon der Fall ist. Befürchtet wird darüber hinaus ein weiter ansteigender Leistungsdruck und damit zusammenhängend ein noch höherer Mobilitätsdruck.

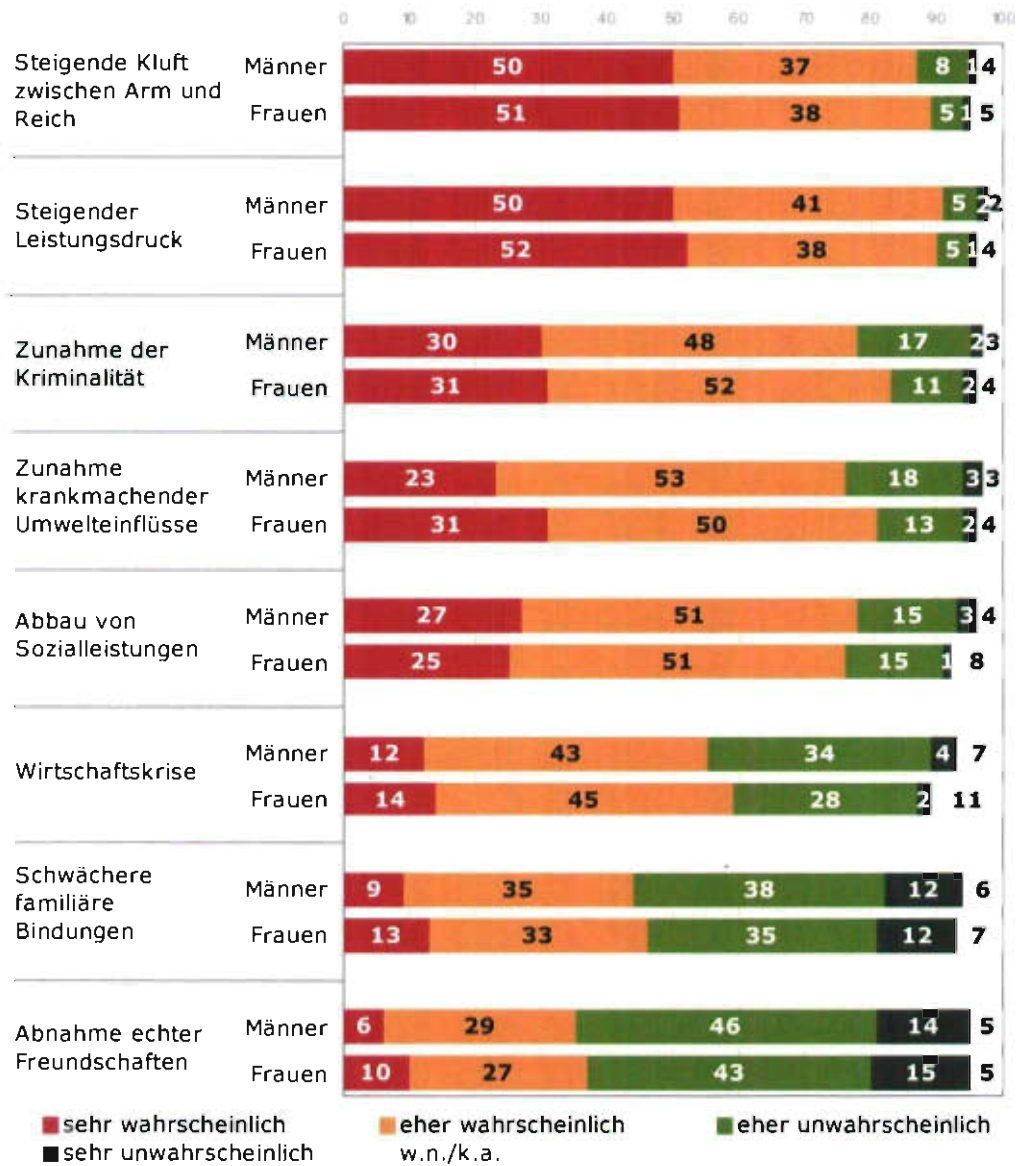
Optimistisch ist man hingegen in Bezug auf den weiteren medizinischen Fortschritt, der dazu beitragen wird, die mittlere Lebenserwartung weiter zu erhöhen und auch das höhere Alter in einem leidlich guten Zustand zu verbringen, wenn dies nicht durch krankmachende Umwelteinflüsse unterminiert wird. Zuversichtlich ist man mehrheitlich auch, dass das persönliche menschliche Miteinander im Familien- und Freundeskreis in diesem noch überschaubaren Zeit-horizont zumindest in der derzeitigen Ausprägung bewahrt werden kann. In Bezug auf die Familienbande sehen allerdings bereits 45 Prozent der Bevölkerung Anzeichen dafür, dass sich dieselben zunehmend abschwächen werden.

Eher Skepsis überwiegt hingegen im Hinblick auf eine mögliche Zunahme des ehrenamtlichen Engagements in unserer Gesellschaft. Immerhin die Hälfte der Österreicherinnen und Österreicher geht davon aus, dass es künftig mehr Möglichkeiten der Selbstverwirklichung geben wird als dies jetzt schon der Fall ist. Inwieweit dieses Ziel bzw. das, was man sich unter diesem an und für sich doch recht vagen Begriff überhaupt vorzustellen vermag, tatsächlich einlösbar ist, bleibt angesichts der vorwiegend gefrönten Freizeitbeschäftigungen wohl zweifelhaft (vgl. Kap. 1.4.5).

Die folgenden zwei Grafiken illustrieren die entsprechenden Antwortverteilungen differenziert nach Männern und Frauen. Die Erwartungshaltungen bei den Männern und Frauen decken sich dabei fast durchgängig in einem hohen Maße. Nur was die Gefahr des Anstiegs krankmachender Umwelteinflüsse betrifft, liegen die ausgeprägten Besorgnisbekundungen bei den Frauen deutlich über jenen der Männer. Dass Männer im Hinblick auf Umweltfragen im Schnitt deutlich weniger ängstlich (oder problembewusst) als Frauen sind, belegen auch andere hierzulande durchgeführte Surveys. Im Rahmen einer entsprechenden IFES-Studie aus dem Jahr 2006 gaben 42 Prozent der befragten Frauen an, dass sie die allgemeine Umweltsituation in Österreich als „sehr problematisch“ erachteten; bei den Männern belief sich die diesbezügliche Nennungsquote auf lediglich 27 Prozent.

Grafik 4: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (I)

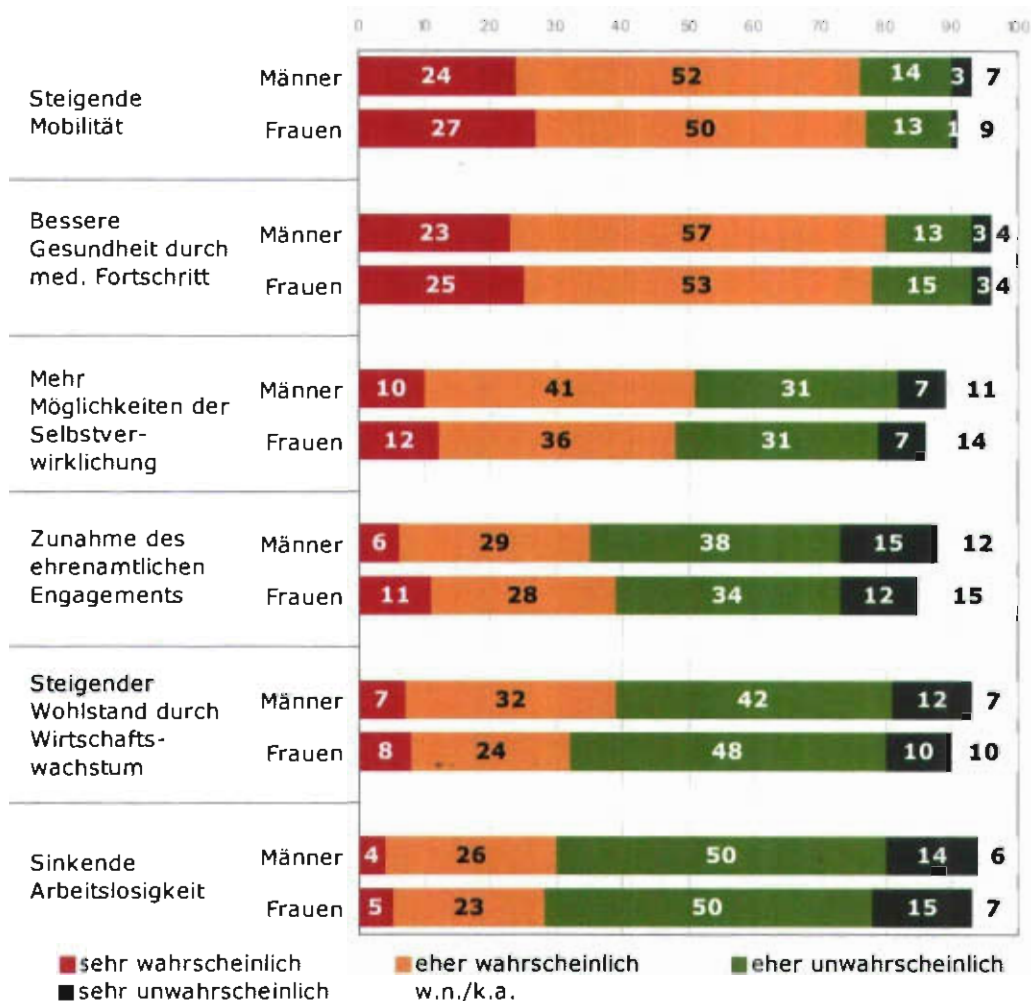
Frage: Ich lese Ihnen jetzt eine Reihe von denkbaren Entwicklungen für den Zeitraum der nächsten 10-15 Jahre vor. Sagen Sie mir bitte, für wie wahrscheinlich Sie persönlich diese Entwicklungen halten – für sehr wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?
 Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Grafik 5: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (II)

Frage: Ich lese Ihnen jetzt eine Reihe von denkbaren Entwicklungen für den Zeitraum der nächsten 10-15 Jahre vor. Sagen Sie mir bitte, für wie wahrscheinlich Sie persönlich diese Entwicklungen halten – für sehr wahrscheinlich, eher wahrscheinlich, eher unwahrscheinlich oder sehr unwahrscheinlich?
Anteile in Prozent.



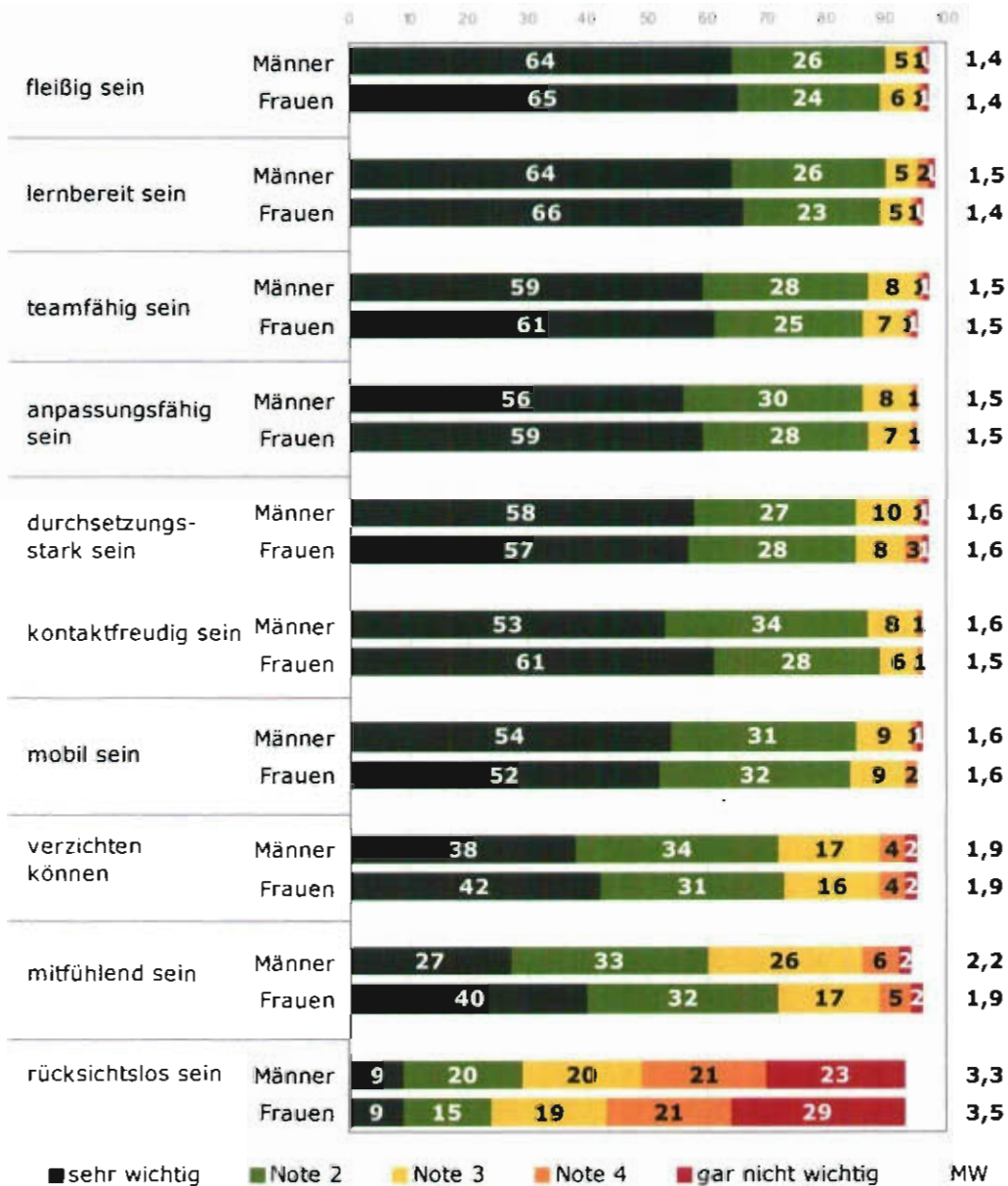
Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

Darüber hinaus wurde in dieser Studie auch erhoben, für wie wichtig man eine Reihe von persönlichen Eigenschaften für ein gutes Meistern des Lebens in den nächsten 10 bis 15 Jahren erachtet. In Bezug auf die Männer ist im Kontext mit diesen Zukunftserwartungen bemerkenswert, dass die Mehrzahl von ihnen auch die eher ‚weiblichen‘ Eigenschaften (Unterschiede gibt es am ehesten beim sogenannten „Mitgefühl“) für gleichermaßen wertvoll einschätzt; die entsprechenden Einstufungen zwischen Frauen und Männern weichen nicht allzu sehr voneinander ab. Dies ist ebenfalls ein Beleg dafür, dass sich die Werte- und Einstellungsmuster der Ge-

schlechter zunehmend angleichen und somit auch auf der Ebene die Geschlechterharmonie infolge der vermehrten Internalisierung ‚femininer Wesenszüge‘ zunehmen dürfte.

Grafik 6: Zukünftig wichtige Eigenschaften, um das Leben gut zu meistern

Frage: Wie wichtig werden nach Ihrer Einschätzung die folgenden Fähigkeiten sein, um das Leben in den nächsten 10-15 Jahren gut meistern zu können? Sagen Sie es bitte anhand einer Ziffer zwischen 1 und 5. 1 = sehr wichtig, 5 = gar nicht wichtig.
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

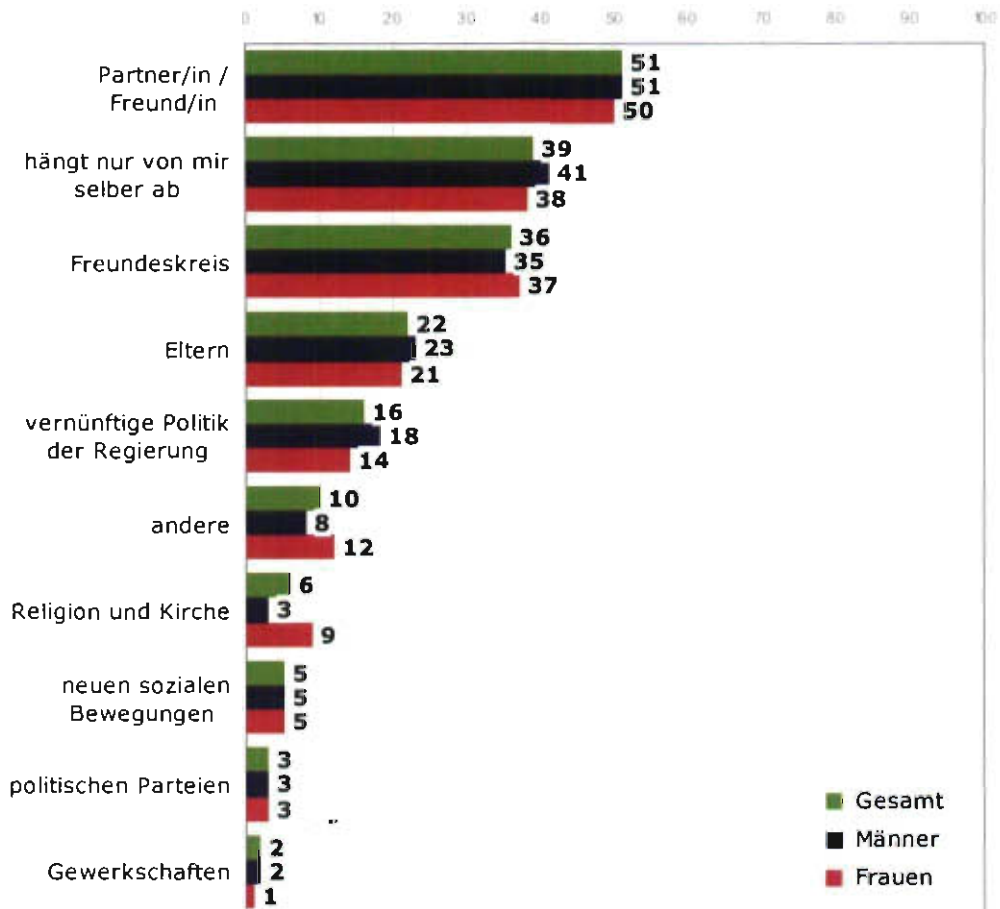
Auch bei Ansehung der Altersklassen zeigt sich hinsichtlich der als wichtig erachteten Zukunftskompetenzen ein Wertewandel. Dies trifft vor allem auf die Sozialtechniken (kontaktfreudig sein, teamfähig sein) zu, die sowohl bei den jüngeren Frauen als auch bei den jüngeren Männern an

Bedeutung gewinnen. 58 Prozent der unter 30-jährigen Männer messen der „Kontaktfreudigkeit“ eine hohe Wertigkeit bei; bei den Frauen dieser Altersgruppe sind es 66 Prozent. Im Vergleich dazu bei den über 60-Jährigen: Männer: 47 Prozent, Frauen: 54 Prozent. Der Abstand zwischen den Geschlechtern hat sich hier durch den annähernd analogen Zuwachs zwar nicht signifikant verringert; der Level ist aber gleichermaßen angestiegen.

Eine weitere Frage im Rahmen dieser Studie bezog sich darauf, auf wen die größte Hoffnung hinsichtlich der Erfüllung der eigenen Wünsche und Ansprüche gesetzt wird. Von zehn möglichen Antwortoptionen sollten die drei wichtigsten angegeben werden. Dabei ist erstaunlich, dass rund vier von zehn Befragten antworteten: „Von niemandem – das hängt nur von mir selbst ab“. Unter Männern ist dieses Statement nur geringfügig verbreiteter als unter Frauen (41% versus 38%). Bei den übrigen Nennungen überwiegen das engere private Umfeld, also die eigene Familie, der Freundeskreis und die Eltern. Auch hier decken sich die Verteilungen bei Frauen und Männern fast völlig. Das heißt, auch die Männer setzen bei ihren Hoffnungen auf Hilfe, Unterstützung und Geborgenheit primär auf ihren engen sozialen Umkreis. Von der Regierung, den Parteien und sonstigen Interessenvertretungen erwartet man sich hingegen wenig. Dasselbe gilt – soweit ein Wunscherfüllungsanspruch in diese Richtung hin überhaupt statthaft ist – für die Religion respektive die Kirche, wobei diesbezüglich die Geschlechterunterschiede die vergleichsweise höchsten sind (Männer: 3%; Frauen: 9%) und die Männer auch im höheren Lebensalter zu deutlich geringeren Anteilen auf die Glaubenskarte setzen (Männer ab 60 Jahre: 8%, Frauen ab 60 Jahre: 21%).

Grafik 7: In wen setzt man die größten Hoffnungen in Bezug auf Wunscherfüllungen?

Frage: Wenn Sie an Ihr zukünftiges Leben denken, in wen setzten Sie die größte Hoffnung, dass Ihre Wünsche und Ansprüche erfüllt werden?
Anteile in Prozent.



Quelle: Zentrum für Zukunftsstudien der FH Salzburg, 2008.

1.4.4 WERTEMUSTER

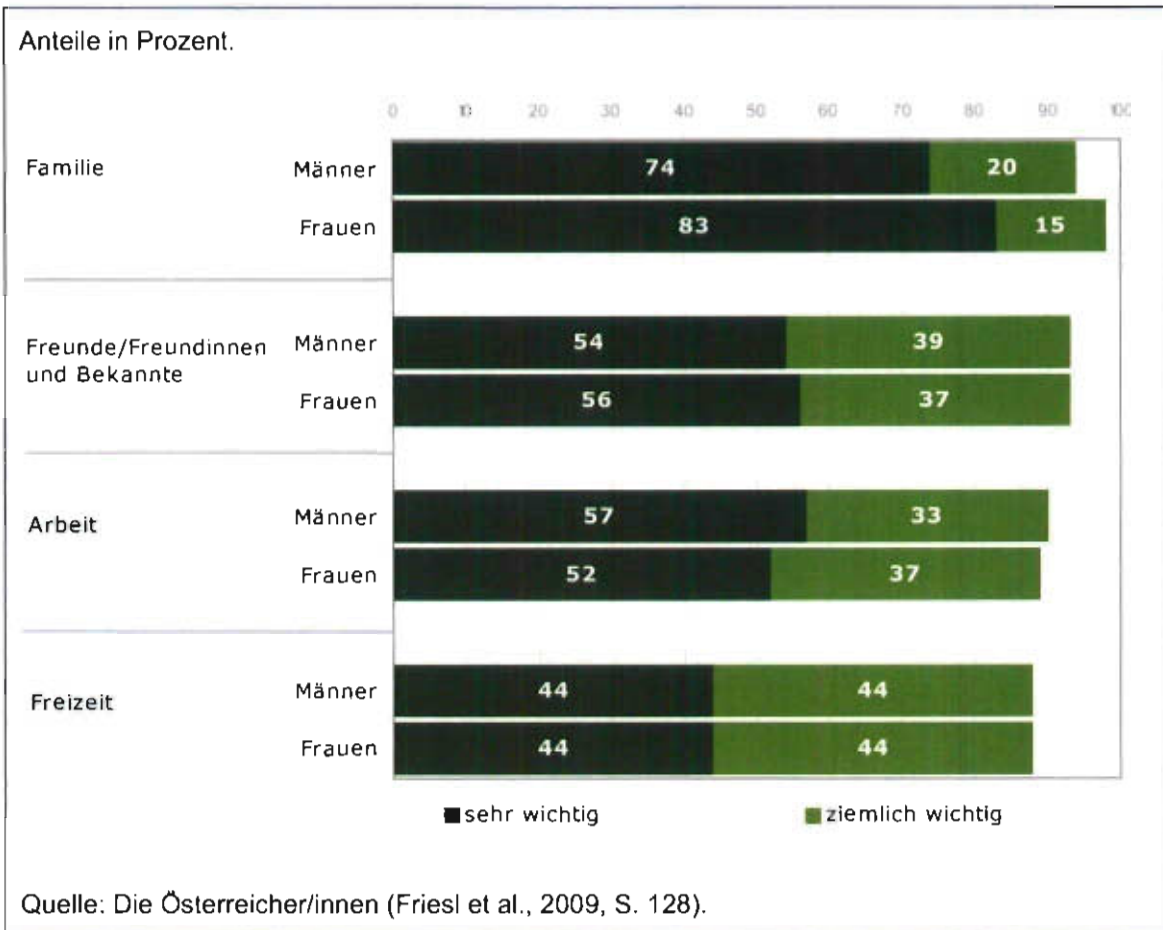
Werte sind verinnerlichte und damit relativ stabile Leitbilder bzw. Auffassungen des Wünschens- und Erstrebenswerten, die von mehr oder weniger großen Teilen einer Gesellschaft geteilt werden. In diesem pragmatischen und profanen Sinne wird der Begriff in den folgenden Ausführungen verwendet. Wertemuster umfassen die jeweiligen Verteilungen der einzelnen Wertedimensionen, wobei wir uns hier auf einige zentrale Wertebereiche und deren Ausprägungen bei Männern im Vergleich zu Frauen beschränken können. Diese betreffen die Familie im weitesten Sinne, die Arbeit bzw. die Tätigkeit, soziale Orientierungen, individuelle Sinnbezüge und allgemeine Lebensziele. Damit hängen letztlich auch die Freizeitaktivitäten zusammen,

die, da es sich dabei aber um Manifestationen bzw. Veräußerlichungen der inneren Wertorientierung handelt, in einem eigenen Kapitel dargestellt werden.

Im Jahr 2009 wurde die Wertestudie „Österreicher/innen“ publiziert, die empirisch abgesicherte Zeitreihendaten von 1990 bis 2008 beinhaltet. Leider sind darin die Ergebnisse und die Entwicklungsverläufe der Wertemuster in den Grafiken und Tabellen dieser Publikation nicht nach Geschlechtern differenziert dargestellt, sondern nur auf Basis der Gesamtbevölkerung. Zumindest in Anbetracht der aktuellen Daten finden sich aber geschlechtsbezogene Hinweise in einzelnen Textpassagen, auf einige davon wird im Folgenden kurz eingegangen.

Ganz generell wichtige Lebensbereiche, auch in Bezug auf die empfundene Lebensqualität, sind zweifellos die Familie, die Arbeit, die Freizeit und die engeren sozialen Kontakte, also die Freunde und Freundinnen bzw. Bekannten. Laut oben genannter Studie zeigt sich, dass sowohl Männer als auch Frauen der Familie die vergleichsweise höchste Bedeutung beimessen. Seitens der befragten Frauen sind die „sehr wichtig“-Einstufungen zwar noch etwas verbreiteter, am tendenziellen Gleichklang ändert dies aber nichts. An zweiter Stelle liegen bei beiden Geschlechtern die Arbeit bzw. die Berufstätigkeit und der Freundeskreis de facto gleichauf. Auch hier sind die Abweichungen zwischen Männern und Frauen relativ gering. Ein fast vollständiger Konsens besteht hinsichtlich der Wertigkeit eines Freundeskreises und einer sinnvollen Freizeitgestaltung.

Grafik 8: Wichtigkeit von Lebensbereichen



Die Autoren und Autorinnen dieser Publikation weisen auch darauf hin, dass sich im längeren Zeitverlauf eine verstärkte Tendenz hin zur Partnerschaftlichkeit zeigt, wobei es allerdings im Familienbereich unterschiedliche Prioritäten im Rahmen derselben gibt. „Während Frauen mit Familie in erster Linie Sorge für das leibliche und seelische Wohl der Familienmitglieder assoziieren, denken Männer (...) eher an deren materielle Versorgung durch Erwerbsarbeit“ (Friesl et al., 2009, S. 128f). Die Annahme, dass deutlich mehr Männer die Auffassung vertreten, dass „eine Frau ihre Erfüllung in erster Linie in der Familie finden soll“, kann man auf Basis der empirischen Datenlage getrost verwerfen. Immerhin 47 Prozent der Männer stimmen dem zwar zu; bei den Frauen ist der entsprechende Anteil mit 43 Prozent jedoch fast ebenso hoch. Bei der Gruppe der unter 40-Jährigen decken sich die Zustimmungssanteile bei Frauen und Männern mit jeweils 40 Prozent („Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“). An dieser Stelle seien auch zwei weitere bemerkenswerte Studienergebnisse der Wertestudie angeführt: 80 Prozent der Männer und fast ebenso viele Frauen (76%) sind davon überzeugt, dass ein Kind beide Elternteile benötigt, um glücklich aufzuwachsen. „Umgekehrt ist nur ein Drittel der Meinung, dass Frauen und Männer ihrerseits Kinder für ein erfülltes Leben brau-

chen". (Friesl et al., 2009, S. 129). Berufs- und familienbezogene Einstellungen werden auch in den Kapiteln 2.2, 3.1 und 3.3 des Berichts dargestellt.

Zur Berufstätigkeit wurde im Rahmen der Studie „Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“ gefragt, inwieweit es zutrefte, dass das Leben erst durch die Arbeit einen Sinn bekomme. Dabei ist bemerkenswert, dass sich die Zustimmungsteile der Männer in Summe so gut wie nicht von jenen der Frauen unterscheiden. Jeweils rund sieben von zehn Befragten gaben an, dass dies aus ihrer Sicht sehr (ca. 25%) oder eher schon zutrifft. Bei den unter 30-Jährigen wird dieser Sinnbezug von den Frauen in höherem Maße als von den Männern hergestellt (68% versus 62%). Es ist also nicht (mehr) so, dass Männer – wie der Vorwurf gelegentlich lautet – im Berufsleben ihre innere Bestimmung sehen und dieses dem Engagement in der Familie nicht ungerne vorziehen. Das in Summe im Berufsleben größere Arbeitspensum der Männer beruht darauf, dass diese im Vergleich zu den Frauen in viel geringerem Maße Teilzeitarbeit verrichten, was wiederum in empfundenen Unumgänglichkeiten im Hinblick auf die materiellen Existenzbedürfnisse begründet ist (siehe Kap. 2.2). Letzteres bestätigt sich bei den Zustimmungswerten hinsichtlich der Aussage, wonach „man bereit sein müsse, für seine Arbeit auch Opfer zu bringen“. Diese Auffassung teilen Männer und Frauen ebenfalls gleichermaßen (zu je ca. 70%). Die traditionellen ‚Arbeitstugenden‘ Disziplin und Pflichtbewusstsein erachten demgemäß ebenfalls jeweils rund sieben von zehn Männern und Frauen als wichtig.

Dass die Berufstätigkeit für die Mehrzahl der Männer (und Frauen) als sinnstiftend empfunden wird, bedeutet aber keineswegs, dass im „Spaß und der Möglichkeit, sich einiges leisten zu können“, nicht gleichermaßen ein Lebenssinn gesehen wird. Für drei Viertel der Männer und ebenso viele Frauen ist dies durchaus der Fall. Auch hier besteht zumindest hinsichtlich der Zustimmungswerte bei den Geschlechtern breiter Konsens. Darüber, inwieweit auch die Spaßinhalte respektive das, was als Spaß empfunden wird, bei den Geschlechtern kongruieren, liegen freilich keine quantifizierbaren Ergebnisse vor.

Angesichts der weitgehenden Homogenität der Frauen und Männer bei diesen die wichtigsten Lebensbereiche betreffenden Wertempfindungen sind das hohe Ausmaß an Partnerschaftskrisen und der Anstieg der Ehescheidungen (siehe Kap. 2.4 und 3.4) doch einigermaßen erstaunlich. Deren Ursachen liegen offenkundig nicht in allfälligen dissonanten Wertorientierungen von Männern und Frauen (diese gleichen sich umgekehrt eher einander an), sondern haben andere Gründe, welche empirisch bislang noch nicht hinreichend ausgelotet worden sind. Ein diesbezüglich vielleicht nicht ganz irrelevanter Aspekt wäre in diesem Kontext, bei Frauen und Männern Anspruch und Realität in Bezug auf eventuell überhöhte Erwartungshaltungen und Idealvorstellungen auf der Beziehungsebene zu erforschen.

In gebotener Kürze auch zu religiösen Wertemustern: Laut der Wertestudie „Die Österreicher/innen“ bezeichneten 42 Prozent der befragten Männer Religion als sehr oder ziemlich wichtig (Frauen: 54%). Im Zuge der Befragung zur „Sozialen Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte“ gaben 55 Prozent der Männer zu Protokoll, dass für sie ‚christliche

Wertvorstellungen' eine gewisse Rolle spielen; bei den Frauen ist die Zustimmung zu diesem begrifflich recht vagen Statement gleich hoch. Auch die unter 40-Jährigen liegen hier bei beiden Geschlechtern im Gesamtschnitt. Daraus lässt sich jedoch nicht der Schluss auf eine sehr verbreitete Gottgläubigkeit in christlich strenger Ausprägung ziehen. Der einigermaßen restriktiv formulierten Aussage, wonach „das Leben für mich nur einen Sinn hat, weil es Gott gibt“, stimmen nur 12 Prozent der Männer zu; bei den Frauen sind es fast doppelt so viele (22%).

Der Vollständigkeit halber ist auch kurz auf die religionsfernen und eher esoterische Sphären betreffenden Glaubensunterschiede zwischen den Geschlechtern hinzuweisen: Frauen sind laut allen empirischen Befunden im Schnitt tendenziell nach wie vor offener für die Welt der übersinnlichen Phänomene als Männer – etwa in Bezug auf den Glauben an Wunder (Frauen: 63%; Männer: 52%), beim Glauben an Wahrsager (34% versus 17%) oder beim Glauben an den galaktischen Sternkonstellationseffekt auf das individuelle Lebensschicksal (39% versus 23%) (ISSP-Studie „New Age“).

1.4.5 FREIZEITGESTALTUNG

Der Begriff „Freizeit“ impliziert gewisse Freiheitsgrade bzw. Wahloptionen in Bezug auf Tätigkeiten außerhalb der Berufs- und Ausbildungszeiten und der nötigen Haushalts- und Familienarbeiten, wobei insofern immer auch eine positive Konnotation mitschwingt, als es nicht nur um die Abwesenheit von Notwendigkeiten, sondern um eine subjektiv als sinnvoll empfundene Gestaltung der freien Zeit geht. Freizeit und deren Wertschätzung ist immer auch unter diesen Auspizien zu betrachten: der Zeit- und der Qualitätsdimension.

Dazu vorweg einige grundlegende Überlegungen: Hinsichtlich der Zeitdimension hat sich der Anteil der Freizeit in den letzten Jahrzehnten für fast alle Bevölkerungsgruppen im Zuge der Arbeitszeitsenkungen und der ansteigenden Lebenserwartung deutlich erhöht. Das Problem besteht für viele längst weniger darin, dass man zu wenig Freizeit hat, um seinen Vorlieben nachzugehen, sondern vielmehr darin, dass solche entweder nicht immer in einem Maße vorhanden sind, um diese Zeiten füllen zu können, dass man dafür zu erschöpft ist und darüber hinaus auch die materiellen Ressourcen für die Genießbarkeit (und Leistbarkeit) derselben nicht bei allen gegeben sind. Wie bei allen Gütern ist es auch beim Gut „Zeit“ letztlich so, dass deren Wert(schätzung) von der Knappheit derselben abhängt. Eine Ausnahme ist freilich das Geld in seiner Funktion des universalen Wertmaßstabes: „Indem es ... das Sublimat der Relativität der Dinge ist, scheint es selbst dieser entzogen zu sein...“ (Simmel, Philosophie des Geldes, S.124). Ein Zuviel an Freizeit evoziert im Regelfall subjektiv empfundene Wertlosigkeit. Dies trifft etwa im Falle einer Arbeitslosigkeit zu, bei der das einem Übermaß an nicht genießbarer Freizeit Ausgesetztsein oft negative Folgen auf die psychische Verfassung und in Bezug auf psychosomatische Krankheitsbilder hat (hinsichtlich der auch diesbezüglich drastischen Aus-

wirkungen der Arbeitslosigkeit ist die klassische Studie „Die Arbeitslosen von Marienthal“ immer noch lehrreich).

In der Wertewandel-Studie (Die Österreicher/innen, S.70ff) liegen Zeitreihendaten über die Lebensbereiche Arbeit und Freizeit vor, aus welchen klar hervorgeht, dass die persönliche Wichtigkeit der Freizeit innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte bei der Bevölkerung deutlich zugenommen hat. Dies gilt gleichermaßen für Männer wie für Frauen. Bezeichneten im Jahr 1990 36 Prozent „Freizeit“ für sich persönlich als sehr wichtig, so belief sich der entsprechende Anteil im Jahr 2008 auf 44 Prozent. Hinsichtlich der „Arbeit“ bildet sich hingegen kein kontinuierlicher Trend ab, da hier offenkundig die jeweilige Wirtschaftslage bzw. Arbeitsmarktsituation einen Effekt auf die Wichtigkeitseinstufung ausübt.

Die Frage ist, ob die ansteigende Wichtigkeitsbeimessung der Freizeit auch bedeutet, dass die frei disponible Zeit der allgemeinen Wertschätzung adäquat genutzt wird. Hier sind wohl Vorbehalte angezeigt. Das Resümee einer Studie des Instituts für Freizeit- und Tourismusforschung lautet, dass „die regelmäßig ausgeübten Freizeitbeschäftigungen großteils passiven, entspannenden Charakter haben und sehr stark die Gefühlsebene betonen. Der Freizeitalltag ist offenbar kaum durch aktivierende Elemente bestimmt. (...) Die alltägliche Freizeitgestaltung trägt rekreative, rezeptive und passive Züge“ (Peter Zellmann, Sonja Mayrhofer: IFT Forschungstelegramm, 10/2010, S.5). Demgemäß gaben bei der diesem Befund zugrundeliegenden Befragung 80 Prozent der Bevölkerung an, in ihrer Freizeit „regelmäßig ihren Gedanken nachzugehen“ und 68 Prozent „faulenzten zum Ausgleich auch gern mal öfter“. Weiter heißt es: „Über die Hälfte der regelmäßig ausgeübten Freizeitaktivitäten besteht aus eher passivem Medienkonsum und ruhigen Aktivitäten zu Hause“ (Forschungstelegramm, 10/2010, S.5). Dies deutet stark darauf hin, dass die beruflichen und familiären Anforderungen in unserer Gesellschaft in einem Maße zunehmen, die zu einer Fokussierung der Freizeit auf regenerative ‚Tätigkeiten‘ und weniger auf sogenannte sinnstiftende Aktivitäten führt.

Hinzu kommt, dass „die Zunahme an regelmäßig ausgeübten Freizeitaktivitäten ausschließlich durch die vermehrte Mediennutzung bedingt“ ist (IFT Forschungstelegramm, 10/2010, S.1) Und wie die „Zeitverwendungserhebung“ der Statistik Austria (2008/09) ergeben hat, ist die häufigste Freizeitbeschäftigung nach wie vor das Fernsehen, das sowohl bei fernsehenden Männern wie bei Frauen im Schnitt rund zweieinhalb Stunden pro Tag in Anspruch nimmt.

Im Hinblick auf das eher aktive Freizeitverhalten widmen sich Männer zu deutlich höheren Anteilen als Frauen mehrmals pro Monat den folgenden Beschäftigungen (IFT Forschungstelegramm, 03/2009):

- Heimwerken (Männer: 42%, Frauen: 21%)
- Videospiele (Männer: 43%, Frauen: 16%)
- bei Sportveranstaltungen zusehen (Männer: 32%, Frauen: 12%)
- in ein Lokal gehen (Männer: 62%, Frauen: 43%)

Deutlich geringer sind die Nennungsanteile bei Männern gegenüber Frauen bei den Freizeitaktivitäten: Handarbeiten (5% versus 25%), Einkaufs- bzw. Schaufensterbummel (28% versus 49%), Buch lesen (30% versus 51%), Wandern und Spaziergehen (41% versus 53%). Empirisch abgesichert ist auch, dass Männer zu geringeren Anteilen am öffentlichen Kulturleben teilnehmen bzw. Kulturaktivitäten im engeren Sinne betreiben als Frauen (Kultur-Monitoring, 2007). Männer gewinnen der Kunst und Kultur vergleichsweise auch etwas weniger Interesse ab, als dies bei Frauen der Fall ist. Auf die Frage, wie sehr sie an medial vermittelten Kulturbeiträgen sowie an Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt interessiert seien, rangieren die positiven Nennungsanteile der Frauen jeweils signifikant über jenen der Männer:

- Kulturbeiträge in Zeitungen (Männer: 45%, Frauen: 57%)
- Kultursendungen im Fernsehen (Männer: 45%, Frauen: 56%)
- Kultursendungen im Radio (Männer: 28%, Frauen: 34%)
- Literaturverfilmungen im Kino, TV, DVD (Männer: 38%, Frauen: 49%)
- Neuerscheinungen auf dem Büchermarkt (Männer: 35%, Frauen: 47%)

Outdoor-, Kultur- bzw. Freizeitaktivitäten, die einen Kulturbezug haben, üben auf Männer somit vielfach einen etwas geringeren Reiz als auf Frauen aus. Dies gilt vor allem für die eher traditionellen Kulturveranstaltungen. Im Rahmen der genannten bundesweiten Kulturstudie belaufen sich die Anteile der Geschlechter auf die Frage, ob man ein entsprechendes Angebot innerhalb des letzten Jahres zumindest einmal genutzt hat, folgendermaßen:

- Theateraufführung (Bundes- oder Landestheater) (Männer: 25%, Frauen: 31%)
- Theateraufführung auf kleineren Bühnen (Männer: 31%, Frauen: 41%)
- Oper, Operette (Männer: 15%, Frauen: 21%)
- Musicals, musikalische Unterhaltungsprogramme (Männer: 23%, Frauen: 34%)
- Pop-, Rock-, Jazz-Konzerte und Ähnliches (Männer: 32%, Frauen: 28%)
- Museumsbesuch, Ausstellungen (Männer: 54%, Frauen: 55%)
- Volkshochschulkurs (Männer: 9%, Frauen: 14%)
- Lesungen (Männer: 18%, Frauen: 23%)
- Kinobesuch (Männer: 54%, Frauen: 52%)

Was dabei auffällt, ist, dass Frauen in einem höheren Maße Gefallen an den klassischen bzw. für das ‚Bildungsbürgertum‘ charakteristischen Kulturveranstaltungen haben als Männer. Männer finden sich umgekehrt vermehrt bei Rockkonzerten und ähnlichen Veranstaltungen sowie bei Kinovorführungen ein. Überspitzt und ohne zu werten könnte man sagen, dass die traditionelle Kultur zumindest publikumsseitig eher von Frauen getragen wird, während die unter historischen und technischen Auspizien moderneren Kulturformen zumindest gleichermaßen auch Männer ansprechen.

Zum Leseverhalten (vgl. dazu Kultur-Monitoring, 2007): Bei den Männern ist der Anteil der (so gut wie) Nicht-Leser deutlich höher als bei den Frauen („kein Buch oder maximal 1-2 Bücher im

Jahr“: 41% versus 29%). Dieser signifikante Unterschied bildet sich bei allen Bildungsschichten ab und ist bei den Nicht-Maturanten sogar überdurchschnittlich hoch. Dabei ist anzumerken, dass auch die Lesevorlieben von Frauen und Männern recht unterschiedlich sind: Männer lesen zu viel höheren Anteilen als Frauen wissenschaftliche Bücher und Sachbücher über Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft. Auf einem etwas niedrigeren und vor allem die Jugendlichen betreffenden Level trifft das auch auf die Science Fiction- und Fantasy-Sparte zu. Bei so gut wie allen anderen Kategorien liegen die entsprechenden Antwortquoten der Frauen zumindest tendenziell über jenen der Männer. Frauen lesen somit nicht nur generell öfter und mehr Bücher als Männer – ihr inhaltliches Interesse streut auch wesentlich breiter.

1.4.6 MÄNNLICHE JUGENDLICHE IN DER GROSSSTADT

Den folgenden Ausführungen liegen die empirischen Ergebnisse der Großstudie „Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung für Wien 2008“ zugrunde, die eine ausreichend große Anzahl an männlichen Jugendlichen im Alter von 15 bis 19 Jahren ausweist (277 Jugendliche). Thematisiert wurde u.a. die Zufriedenheit mit dem städtischen Freizeitangebot, die sozialen Beziehungen, Stressfaktoren sowie allgemeine Fragen zur Lebenszufriedenheit, auf die hier kurz eingegangen wird.

Wenig überraschend ist, dass, so wie die urbane Gesamtbevölkerung auch, die Jugendlichen mit dem Angebot an städtischen Freizeitmöglichkeiten weitgehend zufrieden sind. Dies ist im Hinblick auf die männlichen Jugendlichen vor allem in Bezug auf die städtischen Sportmöglichkeiten, die Kinoangebote, die Lokale, auf Events und auf die nutzbaren Freiflächen der Fall.

Tabelle 3: Beurteilung des Freizeitangebotes in Wien

Frage: Wie beurteilen Sie Breite und Menge dieses Freizeitangebotes in Wien?
 1 = sehr gut, 5 = sehr schlecht;
 Mittelwerte

	Gesamtbevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	Männer bis 19 Jahre
öffentliche Schwimmbäder/Sauna	2,0	2,2	1,9
Sportanlagen	2,2	2,4	2,0
Sportveranstaltungen	2,2	2,6	2,4
Kaffeehäuser/Beisl/Gaststätten	1,6	1,4	1,5
Lokale für Ihre eigene Altersgruppe	2,0	2,1	2,2
Kinos	1,9	1,5	1,7
Theater	1,7	2,0	2,1
Museen, Ausstellungen	1,6	1,8	1,9
städtische Büchereien	1,7	1,7	1,9
Musikschulen	2,2	2,2	2,4
Volkshochschulen	1,8	2,0	2,0
Erholungsräume und Parks in der Stadt	1,9	2,1	1,9
größere Veranstaltungen	1,6	1,8	1,7
Freiflächen für Jugendliche	2,6	2,3	2,1
Erholungsgebiete am Rande der Stadt	1,4	1,5	1,6

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Auf die Frage, welche weiteren Freizeitangebote man sich in Wohnnähe wünsche, entfielen die höchsten Nennungsanteile ebenfalls auf Sportstätten und auf Freiflächen für Jugendliche. Darin manifestiert sich das hohe Sport- und Fitnessinteresse der jungen Männer in der Großstadt. Viele sind auch bei Sportvereinen – jeder zweite männliche Jugendliche gab an, sich im letzten Jahr aktiv an Sportveranstaltungen beteiligt zu haben; drei Viertel sind bei Sportveranstaltungen als Besucher gewesen. Körperliche Fitness ist bei den männlichen Jugendlichen jedenfalls hoch im Kurs. 88 Prozent von ihnen betreiben zumindest einmal in der Woche Sport; rund vier von zehn praktizieren dies (fast) täglich. Bei den 15- bis 19-jährigen Frauen sind es nur halb so viele, die sich mit dieser hohen Regelmäßigkeit sportlich betätigen.

Mehr als die Hälfte der Jugendlichen war schon einmal bei einer Vorsorgeuntersuchung (53%); wobei es zwischen den Frauen und den Männern so gut wie keine Unterschiede gibt. Durchaus hoch ist mit 35 Prozent allerdings schon bei den unter 20-Jährigen der Anteil derer, die die einen oder anderen gesundheitlichen Beschwerden haben. Bei den jungen Frauen sind dieselben sogar noch deutlich verbreiteter (45%). Vor allem Allergien machen schon den jungen Menschen zu schaffen. Von den befragten jungen Männern sind es 15 Prozent. Auch an psychoso-

matischen Beeinträchtigungen laborieren bereits viele Jugendliche. 13 Prozent der unter 20-Jährigen gaben an, unter starkem Kopfweh bzw. an Migräneanfällen zu leiden, wobei davon mehr als doppelt so viele junge Frauen als junge Männer tangiert sind (19% versus 8%).

Junge Frauen und Männer kommen im Schnitt viel häufiger mit ihren Freunden und Freundinnen zusammen als der Durchschnitt der Bevölkerung (dies resultiert auch daraus, dass es sich dabei um Mitschüler/innen handelt). 80 Prozent der unter 20-Jährigen treffen sich ein paar Mal in der Woche mit Freunden oder Freundinnen (gesamt: 44%), 13 Prozent etwa einmal pro Woche (gesamt: 29%), 3 Prozent etwa einmal bis zweimal pro Monat (gesamt: 18%) und 3 Prozent seltener bzw. unregelmäßig (gesamt: 8%) Junge Frauen pflegen ihre Sozialkontakte etwas intensiver als junge Männer. 83 Prozent der jungen Frauen treffen ein paar Mal in der Woche ihre Freunde oder Freundinnen, bei den jungen Männern trifft dies zu 78 Prozent zu. Vor allem junge Menschen haben Freunde und Freundinnen mit anderer Nationalität oder Herkunft (85% versus 62% gesamt). Diese Ergebnisse ergänzen das Bild, das auch in groß angelegten Spezialstudien zur Gesundheit von Jugendlichen gezeichnet wird (vgl. hierzu insbesondere Kap. 2.1).

Die Outdoor-Aktivitäten der jungen Männer in der Großstadt fokussieren sich neben dem Sport auch auf kulturelle und gesellige Veranstaltungen. So gut wie alle gehen regelmäßig ins Kino, besuchen Veranstaltungen im öffentlichen Raum bzw. größere Events in der Stadt. Aber auch die anderen Kulturangebote stoßen bei vielen von ihnen durchaus auf positive Resonanz.

Tabelle 4: Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen

Frage: Wie oft haben Sie im letzten Jahr ... besucht?; zumindest 1-2 Mal
Anteile in Prozent

	Gesamtbevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	Männer bis 19 Jahre
Musikveranstaltungen	79	83	81
Theater	67	75	61
Tanzperformances	25	38	32
Filme	74	95	94
Literaturveranstaltungen	32	33	28
Bildende Kunst/Ausstellungen/Mode/Design	64	73	58
Festivals	44	65	68
Diskussionsveranstaltungen/Vorträge	39	48	31
Sportveranstaltungen	44	56	74
aktiv an einer Sportveranstaltung	22	43	52
Veranstaltungen im öffentlichen Raum wie Filmfestival, Donauinselfest, usw.	60	81	83
einen Park	86	96	90
Vereinstreffen	33	27	38

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Angesichts der vielfältigen städtischen Freizeitangebote bestätigten neun von zehn jungen Männern, dass sie mit ihren Freizeitaktivitäten insgesamt gesehen sehr bzw. weitgehend zu-

frieden sind (Note 1 oder 2 anhand einer 5-stufigen Skala). Dieser Anteil ist noch deutlich höher als die auf die Gesamtbevölkerung entfallende Zufriedenheitsquote („sehr bzw. weitgehend zufrieden“: 76%). Die Lebenszufriedenheit der städtischen Jugend insgesamt und damit auch der männlichen Jugendlichen ist generell überaus hoch. Dies trifft auf alle in der folgenden Tabelle angeführten Ebenen zu.

Tabelle 5: Lebenszufriedenheit

Frage: Wie zufrieden sind Sie mit diesem Lebensbereich? Note 1 = sehr zufrieden, Note 5 = gar nicht zufrieden;
Mittelwerte

	Gesamtbevölkerung	Frauen bis 19 Jahre	Männer bis 19 Jahre
mit Ihrem Gesundheitszustand	1,9	1,5	1,4
mit Ihrer hauptsächlichen Tätigkeit	1,8	1,7	1,7
mit der finanziellen Situation Ihres Haushaltes	2,2	1,8	1,8
mit Ihren Kultur-Aktivitäten	2,1	2,0	1,9
mit Ihren Freizeit-Aktivitäten insgesamt	1,9	1,6	1,5
mit Ihrer familiären Situation	1,6	1,6	1,5
mit Ihren Sozialkontakten	1,6	1,3	1,3
mit Ihren Lern- und Weiterbildungsaktivitäten	2,1	1,7	1,7
mit Ihrer Lebenssituation insgesamt	1,8	1,5	1,5

Quelle: Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien 2008.

Im Rahmen dieser Studie wurde ein Lebenszufriedenheitsindex errechnet. Dieser setzt sich aus den Teilindizes der folgenden Lebensbereiche zusammen: Bildung, Beruf und finanzielle Zufriedenheit, Wohnen, private Lebensverhältnisse und Sicherheitsgefühl. Die mittlere Punktzahl des Lebenszufriedenheitsindex beläuft sich bei der Wiener Bevölkerung auf 79,0; d.h., dass 79 Prozent von möglichen 100 Punkten erreicht werden. Der Lebenszufriedenheitsindex für die unter 20-Jährigen ist etwas höher und liegt bei 84,0 Punkten.

Bei den unter 20-Jährigen lauten die Indexwerte:

- Lebenszufriedenheitsindex (Frauen: 82,0; Männer: 86,0)
- Sicherheit (Frauen: 66,4; Männer: 77,1)
- Beruf (Frauen: 80,9; Männer: 82,0)
- Privat (Frauen: 85,3; Männer: 87,3)
- Wohnen (Frauen: 82,0; Männer: 85,8)

Natürlich haben auch die männlichen Jugendlichen ihre Probleme, sei es im Zusammenhang mit Partnerschaften, mit der Schule oder sonstiger Ausbildung bzw. Haupttätigkeit – und insbesondere natürlich auch im Hinblick auf die beruflichen Aussichten. Diese Problembereiche sind aber keine stadtspezifischen und insofern auch keine hier zu erörternden. Fazit dieser aktuellen Großstudie ist jedenfalls sowohl in Bezug auf die Jugendlichen generell als auch für die jungen

Männer, dass die allermeisten von ihnen sehr gerne in der Großstadt leben, in der es im Gegensatz zu den ländlichen Regionen und kleineren Städten eine überaus breite Palette an Angeboten speziell auch für die Bedürfnisse und Interessen dieses Bevölkerungssegments gibt, die erfreut angenommen werden.

LITERATUR

- Aristoteles (2006). Politik. Staat der Athener. Düsseldorf: Patmos Verlag GmbH & Co. KG.
- Arendt, H. (2002). Vita activa oder vom tätigen Leben. München: Piper Verlag.
- Bründel, H. & Hurrelmann, K. (1999). Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Dahrendorf, R. (1974). Pfade aus Utopia. München: R. Piper & Co. Verlag.
- Friesl, C. (Hrsg.), Polak, R. (Hg.) & Hamachers-Zuba, U. (2009). Die Österreicher/innen. Wertewandel 1990-2008. Wien: Czernin.
- IFES & FESSEL GfK (2004). Parlamentarismusstudie. Im Auftrag des Präsidiums des Österreichischen Nationalrats. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 29198001
- IFES (2006). Quartalsweise Mehrthemenumfrage im Umfang von je 2.000 Personen. Persönliche Interviews an der Haushaltsadresse auf Basis einer mehrfach geschichteten Zufallsauswahl. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98999.
- IFES (2007). Kultur-Monitoring 2007. Im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur (BMUKK). Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 23800007.
- IFES (2008). New Age 2008. Im Auftrag der Karl Franzens Universität Graz. Institut für Soziologie. Wien: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603003.
- International Social Survey Programme (2003), „National Identity II“. Erhebung der Daten für Österreich: Prof. Max Haller, Institut für Soziologie der Universität Graz. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603002.
- International Social Survey Programme (2008), „Religion“ mit Zusatzteil „New Age“. Erhebung der Daten für Österreich: Prof. Franz Höllinger, Institut für Soziologie der Universität Graz. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 26603003.
- Institut für Konfliktforschung (2008). Politische Bildung an Universitäten und Pädagogischen Hochschulen. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 27031003.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P.F. & Zeisel, H. (1975). Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziodemographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Frankfurt am Main: Edition Suhrkamp.
- Simmel, G. (1989). In Frisby, D. P. & Köhnke, K. C. (Hrsg.) Philosophie des Geldes. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Simmel, G. (1996). Das Relative und das Absolute im Geschlechter-Problem. In Rammstedt, Ottenstein (Hrsg.). Hauptprobleme der Philosophie. Philosophische Kultur. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Gesamtausgabe Bd. 14.
- Simmel, G. (1992). Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. In Rammstedt, Ottenstein (Hrsg.). Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. Gesamtausgabe Band 11.
- Sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung Wien (2008). Universität Wien, Institut für Staatswissenschaft. Wien. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98048001.

STATISTIK AUSTRIA (2010), Zeitverwendungserhebung 2008/2009 Wien.

[URL: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/soziales/zeitverwendung/index.html, 18.10.2010].

Weiss, H. (2007). Soziale Gerechtigkeit und Wahrnehmung gesellschaftlicher Konflikte. Wien: Institut für Soziologie. Universität Wien.

Zellmann, P. & Baumann, J. (2009). Forschungstelegramm 03/2009. Unterschiede im Freizeitverhalten von Frauen und Männern. Wien: Institut für Freizeit- und Tourismusforschung. [URL: http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2009/ft_03_2009.pdf, 20.10.2010].

Zellmann, P. & Mayrhofer, S. (2010). Forschungstelegramm 10/2010. Die Freizeitkonjunktur. Wie die ÖsterreicherInnen ihre Freizeit verbringen. Wien: Institut für Freizeit- und Tourismusforschung. [URL: <http://www.freizeitforschung.at/data/forschungsarchiv/2010/87.%20FT%2010-10%20Freizeitkonjunktur.pdf>, 20.10.2010].

Zentrum für Zukunftsfragen der Fachhochschule Salzburg (2008). Lebensqualität und Zukunftskonzepte. Empirische Datenerhebung: Institut für empirische Sozialforschung IFES GmbH. Archivnummer: 98052001.

GRAFIKEN

Grafik 1: Bisherige und vorstellbare politische Partizipation bei Männern und Frauen.....	110
Grafik 2: Politische Partizipationscluster	112
Grafik 3: Optimismus-Pessimismus beim Gedanken an die Zukunft.....	117
Grafik 4: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (I)	119
Grafik 5: Erwartungshaltungen bei Männern und Frauen (II)	120
Grafik 6: Zukünftig wichtige Eigenschaften, um das Leben gut zu meistern	121
Grafik 7: In wen setzt man die größten Hoffnungen in Bezug auf Wunscherfüllungen?.....	123
Grafik 8: Wichtigkeit von Lebensbereichen	125

TABELLEN

Tabelle 1: Zufriedenheit mit der Demokratie und dem politischen Parteiensystem	114
Tabelle 2: Wichtig für die politische Meinungsbildung	115
Tabelle 3: Beurteilung des Freizeitangebotes in Wien	131
Tabelle 4: Teilnahme an öffentlichen Veranstaltungen.....	132
Tabelle 5: Lebenszufriedenheit	133

2.1 MÄNNERGESUNDHEIT

INHALTSVERZEICHNIS

2.1	Männergesundheit.....	139
2.1.1	Die wichtigsten Erkenntnisse	140
2.1.2	Soziale Ungleichheit, Gender Medizin und Migration.....	142
2.1.3	Lebenserwartung und Todesursachen.....	149
2.1.4	Geschlechtsspezifische Morbidität	155
2.1.5	Lebensstil, Vorsorge und Risikoverhalten	161
2.1.6	Gesundheit und Arbeiten.....	168
2.1.7	Gesundheitliche Ungleichheit im Jugendalter	177
2.1.8	Ansätze zur Männerarbeit im Bereich Gesundheit	184
	Literatur	191
	Grafiken.....	196
	Tabellen	196

2.1.1 DIE WICHTIGSTEN ERKENNTNISSE

Gesundheitliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen sind sehr gut dokumentiert und durch objektive Fakten (Lebenserwartung, Todesursachen, etc.) und repräsentative subjektive Daten (Lebensstile, Risikoverhalten, Symptome, subjektiver Gesundheitszustand, etc.) belegt.

Die **wichtigsten Schlussfolgerungen** sind:

- Männer weisen eine kürzere Lebenserwartung als Frauen auf, verbringen ihr Leben jedoch zu einem höheren Anteil bei „guter Gesundheit“. Männer sterben früher an vermeidbaren, d.h. stark lebensstilabhängigen Erkrankungen wie Krebs oder Unfällen und Verletzungen.
- Männer tendieren dazu, ihre Gesundheit besser einzuschätzen als sie ist bzw. neigen dazu, körperliche und psychische Symptome nicht wahrzunehmen oder zu verharmlosen. Es dauert länger, bis sie bei Beschwerden zum Arzt gehen und sie werden dazu häufig von ihren Frauen gedrängt. Alleinstehende Männer sind daher noch stärker gesundheitlich gefährdet. Dies gilt auch für den Bereich der kostenlosen Vorsorgeuntersuchung.
- Männer pflegen einen ungesünderen Lebensstil: Sie trinken mehr Alkohol, rauchen häufiger und ernähren sich weniger ausgewogen. Im Schnitt sind sie zwar körperlich aktiver, dennoch häufiger übergewichtig.
- Negative Verhaltensweisen werden schon im Kindes- und Jugendalter erlernt und verfestigen sich im Erwachsenenalter, d.h. Buben leben bereits ungesünder als Mädchen. Die Tendenz zu ungesundem Verhalten im Jugendalter ist bei beiden Geschlechtern deutlich zunehmend, insbesondere jedoch bei den jungen Männern.

Was ist vorrangig zu tun bzw. was sind die (politischen) **Handlungsempfehlungen**?

- Männergesundheit muss ein Anliegen aller politischen Parteien und Interessengruppen werden. Von einem besseren geschlechtsspezifischen Verständnis profitieren alle. Männer sind in Familienverbände eingebunden – gesundheitliche Nachteile treffen damit auch ihre Frauen und Kinder.
- Jegliche Beschäftigung mit geschlechtsspezifischen Bedürfnissen führt unabhängig von der Perspektive (Männergesundheit/Frauengesundheit) zu treffsichereren Handlungen für beide Geschlechter.
- Die Schaffung eines Kompetenzzentrums für Männergesundheit ermöglicht es, mänderspezifisches Expertenwissen im Bereich der Gesundheit zu vernetzen. Ein solches Zentrum bündelt nicht nur medizinisches Wissen und entwickelt präventive Programme, sondern ist